Der silberne Petrus

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **116 (1975)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033653

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der silberne Petrus

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Wenn der Vater und die Mutter in der oberen Stube auf dem großen Tisch die Kontoblätter ihrer Buchhaltung ausgebreitet hatten, abwechslungsweise an der Rechnungsmaschine herumfingerten und die Zahlenreihen trotzdem nicht stimmen wollten, dann durfte niemand eintreten. Diese Arbeit wurde zwar meistens von Mutter Simone besorgt. Nur in seltenen, verzwickten Fällen rief sie ihren Mann zu Hilfe, der dann ungern und nicht eben mit heiterer Miene Beistand leistete. In seinem Kopf vermochte er die Zahlen gut zu ordnen, aber auf dem Papier traute er den langen Reihen nur halb. Seine Laune war mit Blitz und Donner geladen wie der Sturm, der sich vor den Fenstern und auf dem See austobte, an den Läden rüttelte und die Wellen peitschte. «Den Mann, der die Buchhaltung erfunden hat, den sollte man im See versenken, wo er am tiefsten ist», schimpfte er.

Nun kam auch noch Regina in die Stube und rief: «Der Student will fahren, der ist ja verrückt. Bei diesem Wetter kommt er nicht hundert Meter hinaus. Vater, du mußt ihn zur Vernunft bringen.» Vater Heinrich schaute grimmig in das Gesicht seiner Tochter und dann zum Fenster hinaus, sah einen jungen Mann durch den sturmgepeitschten Regen zur Hafenmauer laufen, zu dem Segelboot, dessen Mast wie ein Schilfrohr schwankte. Dann warf er noch einen Blick auf die vielen Blätter auf dem Tisch und ging, ohne ein Wort, seiner Tochter nach, die Stiege hinab, schlüpfte in eine Windjacke und rannte über den Rasen zum See hinunter.

«Halt!» rief er, «zurückkommen.» Aber das Heulen des Windes und das laute Schlagen der Wellen übertönten seinen Ruf. Der junge Mann war schon in das schwankende Boot gestiegen und versuchte den Motor anzukurbeln. Heinrich rief ihm nochmals sein Kommando zu, und da der Junge nicht aufschaute, sprang er von der Hafenmauer in das Boot, ergriff unsanft seinen Arm, und schrie ihm ins Ohr: «Aussteigen, habe ich gesagt. Jetzt wird nicht ausgefahren, verstanden!»

Erschrocken wehrte sich der Junge: «Ich muß heim. Ich muß unbedingt morgen früh in Zürich sein.» «Blödsinn, im Wasser werden Sie liegen, dreihundert Meter tief», sagte Heinrich barsch, «raus jetzt und schnell, ich will nicht naß werden bis auf die Haut.» Heinrich ließ den Arm des jungen Mannes nicht aus seinem Griff, bis sie unter Dach standen. Dort versuchte der Student nochmals, seine dringliche Heimfahrt zu erklären, aber Vater Heinrich ließ nicht locker: «Hier befehle ich! Das ist mein Bootshafen. Hier fährt keiner hinaus in den sicheren Tod. Wer weiß, bis in zwei Stunden kann es besser sein, ist Vollmond, dann wollen wir wieder davon reden», schritt zur nächsten Türe und rief in die Küche hinein: «Theo, hast du Suppe und Braten? Der Student muß zu klarem Verstand gebracht werden.» Dann nahm er ihn mit in die Wirtsstube hinauf. «Das nasse Zeug können Sie in den Gang hinaushängen.» Aus dem alten Buffet nahm er eine Flasche, stellte ein Glächen vor dem Jungen auf den Tisch und sagte etwas freundlicher während dem Einschenken: «Das wird jetzt getrunken, dann kommt das Essen. Unterdessen können Sie dem Wetter zuschauen, ob es besser wird.»

Da Vater Heinrich keine große Lust verspürte, wieder in die obere Stube hinauf zu gehen und Zahlen zu studieren, blieb er am Tisch sitzen und hörte dem Gejammer des Studenten zu. Vernahm, wie er ohne Vaters Wissen, das Boot für eine schöne Fahrt benützt habe und morgen früh an der Uni zu einem Examen antreten müsse. «Was studieren Sie denn an der Uni, wenn man fragen darf». «Kunstgeschichte», sagte der Student. «Aber die Kunst des Segelns»,

meinte Heinrich, «gehört nicht zu Ihrem Fach, ich habe gesehen, wie Sie beim aufkommenden Wind gesteuert haben. Wissen Sie, bei bei uns hier, im Gasthaus zum «Hecht», wirten wir noch nach alter Väter Sitte. Wir kümmern uns nicht nur um den Gaumen und Magen der Gäste, wir sind für ihr Wohlergehen verantwortlich und auch für ihr Leben. Aus meinem Hafen ist noch keiner in den Tod gefahren, wenn ich daheim war, und hat schon manch einer versucht, den großen Seehelden zu spielen.»

Während dem Gespräch kam Regina mit einem Teller Suppe, breitete ein weißes Tuch über den alten Nußbaumtisch, legte das Besteck hübsch neben den Teller und sagte: «Guten Appetit.» Der Student schaute mit Wohlgefallen auf die edlen Züge des jungen Mädchens, auf die blonden Kruselhaare, die gepflegten Hände und das anmutige Gehaben, vergaß auch nicht, einen Blick auf die hübschen Beine zu werfen, die unter dem kurzen Röckchen zur Türe hinaustänzelten, und sein Unglück schien ihm schon leichter zu ertragen. Auch Heinrich störte ihn nicht länger, und der Braten mundete dem jungen Mann vorzüglich.

Der Sturm peitschte den Regen an die Fenster. Wenn die Türe geöffnet wurde, begannen sich die Hängelampen zu bewegen. Dann und wann knackte das Holz in den Wänden. Mit Behagen kostete der Student den funkelnden Rotwein und saß nun lieber in der gemütlichen Wirtsstube, als im unsicheren Boot auf dem drohenden See.

Das Heulen des Windes und das Tosen der Wellen übertönten seinen Ruf.

Jedesmal, wenn sich Schritte der Türe näherten, erwartete Alex den bezaubernden Anblick der schönen Wirtstochter, wurde aber enttäuscht, weil eine ältere Frau eintrat, eine Lismete in der Hand und sich umständlich entschuldigend zu ihm an den Tisch setzte. Sie sei die Großmutter, sagte sie, wohne zuoberst im Haus und sei nicht gerne allein, wenn der Wind heule und der See tobe. Sie sei hier als junge Frau vor mehr als fünfzig Jahren eingezogen, habe die Seeleute, die Bauern und auch feine Gäste bedient, vieler Art Leute kennen gelernt und sitze eben gar gerne dann und wann noch in dieser schönen Stube. Habe

manchen Sturm erlebt und auch viele herrliche Tage, sei für harte Arbeit nicht mehr zu gebrauchen, aber doch immer noch bereit, einzuspringen, wenn das Haus von Gästen überstürmt werde. «Früher haben meist nur Seeleute unser Gasthaus besucht», redete sie weiter, «kein bequemer Fahrweg führte hierher. Mein Mann war noch Fischer und hat nur so nebenbei gewirtet. Seitdem die Straße gebaut wurde, die zur Fabrik führt, kommen auch Leute aus dem Dorf, Sonntagsausflügler und Liebhaber von feinen Fischgerichten, und dann ist das Segeln Mode geworden. Höchste Zeit, daß wir einen eigenen guten Koch im Haus haben, den Theo, der in einem feinen Hotel in der Stadt seine Ausbildung bekommen und dann in Frankreich und sogar in Paris in erstklassigen Etablissements gearbeitet hat. Mein Großsohn, ein patenter Kerl, immer darauf aus noch Neues dazuzulernen. Hat Ihnen der Braten geschmeckt?»

Auf diese Weise, im gemütlichen Plaudern, vernahm der Student, wie die Leute in dem «Hecht», abseits von Dorf und Stadt, ein kurzweiliges Leben führten. Die Stösse des Windes, das Rauschen des Regens und der hochaufspritzenden Wellen, gaben die Begleitmelodie dazu. In unverminderter Kraft fegte der Sturm über die Wogen. Kein Anzeichen ließ vermuten, das Boot des Studenten würde in nächster Zeit die Fahrt durch die Wogen überstehen.

Eine kostbare Schiffsfracht.

Die Wirtstochter mit den hellblauen Augen, dem milden Glanz auf der Stirne, kam lange nicht mehr in die Stube. Die Großmutter holte Wein und schenkte ihm nach, setzte sich wieder an den Tisch und gab ihm Bescheid auf seine Fragen. Unermüdlich ließ sie die Nadeln klappern und mit Lust erzählte sie, was sie erlebt und was im Gasthaus und auf dem See in früheren Zeiten geschehen war: «Hier draußen, gut fünfzig Klafter vom Ufer weg, da fällt der böse Wind noch dazu vom Berg her ins Wasser, da ist es besonders gefährlich. Ich weiß nicht, wie viele Schiffe liegen dort von dem bösen Wirbel versenkt auf dem Grund. Mir hat der alte Andrees, meines Mannes Großvater erzählt, wie ein Frachtschiff in arge Not geraten ist, das Steuerruder gebrochen und die Schiffsleute ermüdet. Andrees hat dann seine Leute zusammengerufen, wir haben ja früher immer Fracht gefahren, ist mit seinem Viererschiff hinaus und hat sie hergeschleppt, hier in den sicheren Hafen hinein. Ihr Boot war voll Wasser, die Wellen haben es gefüllt und statt zu rudern, mußten sie Wasser schöpfen. Ein italienischer Handelsherr ist auf dem Boot mitgefahren, wollte seine Ware nicht den Schiffsleuten überlassen. In Italien wird gar viel gestohlen. Eh nun, sie haben den ganzen Abend ausgeladen und die Ware ans Trokkene gebracht. Der Italiener war schon halb tot vor Angst, da er an Land kam, konnte keinen Schritt tun, ist lange im Gras gesessen und hat immer nur gejammert und gedankt. Der Großvater hatte viel mit dem Gotthardhandel zu tun und verstand auch, italienisch zu reden. Er hat ihn dann in eine Roßdecke gepackt, weil er das Ausladen überwachen wollte und ihn nachher ins Bett gemustert. Er war nicht imstande, einen Bissen zu essen, so hat sein Kiefer geklappert. Am Morgen war kaum eine Wolke zu sehen, blauer Himmel von Berg zu Berg und der See nur leicht gekreuselt, eine Brise zum Segelsetzen. Da hat er dann mit gutem Appetit nachgeholt, ist beim Frühstück gesessen, bis das Schiff wieder beladen war, hat seinen Geldbeutel aufgemacht und wollte dem Großvater den Lohn für die Rettung auf den Tisch zählen. Aber Andrees hat nur den Kopf geschüttelt und gesagt, es sei dies bei uns nicht Brauch, man wisse ja nie, wenn man auch einmal fremde Hilfe nötig habe, er solle seine Goldstücke nur wieder einpacken. Ja, der Andrees hatte einen harten Kopf, hat ihm die Münzen mit der Hand nur wieder zugeschoben und ist aus der Stube gegangen. Darauf ist der Handelsherr auf das Schiff gegangen, hat die Fracht durchwühlt und lange gesucht, ist dann mit einem Bündel wiedergekommen, hier in die Stube hinauf. Die Sonne hat hereingeschienen, wie er die Schnur aufknüpft und das Tuch weggenommen hat. Eine Silberfigur, über drei Spannen

hoch, hat er aus dem Tuch geschält, sie habe geglitzert und geleuchtet wie ein überirdisches Wesen, hier auf dem Tisch, ein bärtiger Mann in schönem Gewand mit kunstvollen Falten und einem Schlüssel in der Hand, hat im Wasser nicht Schaden gelitten. Alle haben gestaunt. Die Figur hat der Italiener dagelassen als Dank und hat gesagt, das sei der heilige Petrus, der Patron der Fischer, er soll unserem Haus Glück bringen. Dann sind sie weggerudert, nachdem ihnen Andrees das Steuerruder geflickt hatte.»

«Und jetzt», fragte der Student, «wo ist denn diese Figur hingekommen?» Die Großmutter legte ihre Lismete auf den Tisch, ließ ihren aufmerksamen Zuhörer warten und sagte dann: «Der Patron der Fischer, der ist seither hier in unserem Haus geblieben, er glänzt nicht mehr so schön. Wir wagen es nicht, ein Putzmittel zu gebrauchen. Er steht droben in der Stube in der Ecke auf einem Podeß, hat uns Glück gebracht, bekommt den ganzen Sommer über frische Blumen.» Mit Freude und Stolz sprach die Großmutter diese Worte und ihre Augen strahlten im Wiederschein der Stubenlampen.

Dunkel war es geworden. Das Verdämmern des Lichtes hat keine Ruhe gebracht. Wild tobte der Sturm über dem See. Sie hörten Vater Heinrichs schwere Schritte auf der Stiege. «Er geht zum Hafen hinunter», sagte die Großmutter, «sieht nach, ob die Stricke halten und alle Boote gut vertaut sind.»

Alex hatte mit Spannung dem Bericht gelauscht. Nun frug er, ob er die Figur auch sehen dürfe. «Wir reden sonst nicht davon», meinte die Großmutter, «weiß nicht, warum ich darauf zu sprechen kam. Wenn viele Leute davon wissen, heutigen Tags wird gar viel gestohlen, dann ist unser Patron auch nicht mehr sicher. Er soll hier im Haus noch mancher Folge von Geschlechtern beistehen.»

Alex erklärte der Erzählerin, daß er in Zürich Kunstgeschichte studiere und vielleicht das Alter und den Wert dieser Figur bestimmen könne. Das sei doch gewiß für die Familie auch interessant. Aber die Großmutter wollte nicht darauf eingehen. Sie begann von ihrer Schwiegertochter zu erzählen, die aus dem Welschland stamme. Sie sei hier im Dorf gewesen, im Arzthaus, um die Sprache zu lernen. Dort habe sie

Eine Silberfigur hat geglitzert und geleuchtet wie ein überirdisches Wesen.

ihr Sohn wegen einem gebrochenen Fuß mehrmals getroffen. Ja, er sei noch lange zum Arzt gegangen, nachdem der Fuß schon gut ausgeheilt gewesen sei. Schließlich habe er sie dann als Braut hierher geführt, ein zartes Ding, nicht zum Tragen und Rudern zu gebrauchen, aber kochen, das habe sie verstanden. Sie habe ihr die ersten Jahre nicht viel zugetraut, so zimperlich und kränklich wie sie gewesen sei. Aber dann seien die Kinder gekommen, zuerst Theo und dann die beiden Mädchen, das habe ihr gut getan. Sie habe kräftig zupacken müssen und die Seeluft sei ihr gut bekommen. Schon der Name, Simone, habe ihr nicht gefallen, passe auch gar nicht in diese Gegend. Keine Frau im ganzen Kanton heiße so.

Geduldig hörte Alex zu, kam dann aber wieder auf seine Frage zurück. Und da die eben besprochene Schwiegertochter in die Wirtsstube kam, richtete er seine Bitte an sie. Nein, im jetzigen Moment könne sie niemand in die Stube hinaufnehmen, wehrte sie ab, auf dem Tisch, auf allen Stühlen und sogar auf dem Boden liege Papier. Und lüften könne sie auch nicht, sonst trage der Wind ihre gesamte Buchhaltung zum Fenster hinaus.

Schließlich kam auch Heinrich herein, strich sich über die nassen Haare, setzte sich zur Großmutter an den Tisch und sagte zu Alex: «Ich bin jetzt unten am See gestanden, die Nacht wird bleiben. Lassen Sie das Boot hier im Hafen, ich will gut darauf achten. Übernachten können Sie hier. Oder wenn es unbedingt sein muß, fährt Theo, wenn er gekocht hat, mit Ihnen zur Bahn.» An der bestimmten Art, mit der Heinrich sprach, erkannte Alex, daß eine Widerrede nutzlos sei. Er erbat sich einen Fahrplan und suchte eifrig eine mögliche Verbindung. Dabei plagten ihn allerlei Gedanken, wie er seinem Vater die Mitteilung beibringen soll, daß sein Boot die nächsten Tage im «Hecht» stationiert sei und abgeholt werden müsse.

Indessen versammelte sich die Familie um den runden Tisch. Er sah, wie die Wirtstochter behend und geschickt Gläser und Schüsseln hereinbrachte und hörte das heimelige Plaudern, aus dem die Stimme der Großmutter oft zu vernehmen war. Des Sturmes Stösse und der Wogen Getöse störten das einträchtigliche Zusammensein der Familie nicht.

Ein sprachgewandter Student, gewohnt, seine Gedanken wohlgefaßt vorzutragen und in der Beredsamkeit geschult, ist auch imstande, seine Bitte ein drittes Mal vorzubringen. Er versprach, keinen einzigen Blick auf die herumliegenden Blätter zu werfen und seine Augen nur auf den Patron der Fischer zu richten, wenn man ihm erlaube, den silbernen Petrus zu sehen. Frau Simone lehnte rundweg ab. Aber die Tochter Regina erbot sich, den Heiligen zu holen. «Bei solchem Sturmwind kommt ja kein Mensch in die Nähe», sagte sie, «ich trage ihn nachher wieder sorgfältig hinauf.»

So kam Alex doch noch dazu, den Patron der Fischer eingehend zu besichtigen und zu bestaunen. Mit Kennerblicken betrachtete er ihn von allen Seiten und sprach seine Bewunderung offen aus. «Wenn ich mich nicht irre», sagte er, «ist diese Figur 800 Jahre alt, stammt aus Mittelitalien und ist von einem hervorragenden Meister geschaffen. Ein Kunstwerk vorzüglicher Qualität, von großem Seltenheitswert.» Er schmückte diese Worte mit vielen Fachausdrücken und blieb lange in dessen Anblick versunken. Da aber die Haustüre krachend ins Schloß fiel und schwere Tritte zu vernehmen waren, warf Regina ein Tuch über den Heiligen und trug ihn eilends hinaus.

Bald darnach kam ein kräftiger junger Mann in die Stube, breit in den Schultern und den Kopf keck erhoben, grüßte ringsum, trat an den Tisch und verlangte einen Schluck Rotwein. «Guten Abend, Florian», nickte ihm Frau Simone freundlich zu, «bist du bei so bösem Wetter unterwegs und zu Fuß?» «Nein, ich bin mit Vaters Wagen gekommen, muß noch auswärts, wollte nur schnell hereinschauen, wie es euch geht und erfahren, ob die Regi immer noch bös ist», sagte er breitspurig und setzte sich ebenso auf den Stuhl. Da ihm Frau Simone das Glas hinstellte, frug sie ihn: «Was hast du in dieser bösen Nacht noch im Sinn, da kein Mensch sicher ist,

Emmetten, das von der Autobahn verschont bleibt, wird immer mehr Menschen anziehen, die Ruhe und Erholung suchen.

ob ihn nicht ein fallender Baum erschlägt.» «Sowas schreckt mich nicht», höhnte er, «muß noch von der Station eine Ladung Güggeli abholen. Wir haben morgen im Stockegg Bergklub-Versammlung mit Damen, großes Essen mit allem Drum und Dran.»

In Frau Simones Kopf knüpfte sich rasch eine Kombination, wenn der Student mit Florian zur Bahn fährt, dann muß ihr geliebter Sohn nicht in den Sturm hinaus. Mit guten Worten und etlichem Geschick entlockte sie dem jungen Mann die Zusicherung mit Alex, sorgfältig und zur rechten Zeit zu fahren. Sie brachte ihm auch das verlangte zweite Glas Wein nicht mehr, sondern verabschiedete beide bald mit freundlichen Worten.

Wirtin oder Putzmagd.

Schon am übernächsten Tag tauchte Florian im «Hecht» wieder auf und das am hellichten Vormittag. Er kam mit einem Motorrad angefahren mit mächtigem Gedröhn, schritt zuerst über den Rasen zum Hafen hinunter, besah sich das Segelschiff, ging mit seinen groben Schuhen über die Planken, fingerte am Motor herum. Dann schlenderte er zum Haus hinauf, schaute durch das Fenster in die Küche hinein, kam mit Theo ins Gespräch und lud ihn

ein, einmal zu ihm hinauf ins Stockegg zu kommen und die neue Küche zu besichtigen. «Alles nach neuesten Errungenschaften, kein Speiselift, ebenerdig zu Restaurant und Saal» sagte er, «blitzblank lauter Chrom und nicht die billigste Sorte. Da kannst du dir, Theo, ein Muster nehmen, wenn du deine alte Rauchbude umbauen willst. Plättli bis fast an die Decke und schneeweiß.»

Nach diesen aufmunternden Worten stieg er die Treppe hinauf, setzte sich in der Wirtsstube an den runden Tisch, blätterte in der Zeitung bis ihm das Warten verleidete, stieg auf den Stuhl und klopfte mit der Faust an die Decke. Die Strahlen der Sonne fielen durch die Fenster, die in einer langen Reihe den Blick auf den See gewährten. Sie schnitten den blauen Rauch, den die früheren Gäste zurückgelassen hatten, in Scheiben. Ein herrlicher, strahlender Sommertag lag über dem blauen See. Fischreiher flogen ohne Flügelschlag im sanften Wind, warfen sich pfeilschnell bis nahe an die gekräuselte Oberfläche und erreichten in wenigen Sekunden wieder die Höhe. Florian öffnete das Fenster und schaute ihnen zu. Er gewahrte nicht, wie die Türe aufging und wieder ins Schloß fiel. Plötzlich hörte er nahe hinter sich die Worte: «Du hast die Mutter gefragt, ob ich dir noch bös bin.»

Blitzschnell drehte er sich herum, griff mit beiden Händen nach Reginas Armen. Diese aber wich einen Schritt zurück. «Da bist du ja, und nun?» frug er in gespannter Erwartung. «Ich bin dir nicht gram», sprach Regina leise, «du bist nun eben so. Wenn du, wie du sagst, in Stimmung bist, dann mußt du große Worte machen, den Helden spielen, da bin ich eben weggelaufen, weil mir dein Plagieren verleidet ist. Was willst du?» «Ein Glas Wein von deiner Hand kredenzt macht mich selig», sagte Florian.

Wortlos ging Regina zum Buffet und brachte ihm den Wein, setzte sich zu ihm an den Tisch und legte ihre Hände in den Schoß. «Schönes Wetter!» «Hör mir zu, Regi», begann der junge Mann, dessen kräftige Gestalt fast gar die Lederjacke sprengte, «ich bin heute nicht zu dir gekommen, um über das Wetter zu reden. Du weißt, daß meine Mutter krank ist und vielleicht noch lange in der Kur bleiben muß. Wir müssen bald eine gute zuverlässige Hilfe haben. Wer ist heute schon zuverlässig? Nur die Eigenen! Darum komme ich zu dir und möchte eine gültige Antwort haben.» Regina fragte gelassen: «Warum schaffst du nicht daheim und hilfst, warum streunst du am hellichten Vormittag schon in der Landschaft umher, wenn bei euch die Kräfte fehlen?» «Gut pariert, Regi», sagte er schnell, «ich weiß, du bist mit träfen Worten geschwind zur Hand. Gerade dies schätze ich an dir. Aber um dich zu gewinnen, ist mir kein Weg zu weit und keine Stunde zu kostbar. Komm doch einmal mit mir hinauf ins Stockegg, schau dir diesen neuen Umbau und die tolle Betriebsplanung an. Alles nach bester Art! Weit und breit findest du keinen Berggasthof, der so modern, so ausgetüftelt und trotzdem heimelig ist. Auch die Aussicht in die Berge und das Tal kannst du weit um den See kaum irgendwo finden. Komm, sitz hintenauf, mit dem Töff sind wir in einer guten halben Stunde oben und zum Mittagessen bist du wieder daheim.»

Das Mädchen schaute ungerührt in das bittende und fragende Gesicht und sprach: «Ach, ich bin noch zu jung. Ich möchte noch in die Welt hinaus. Meine Schwester, Vreni, ist in Griechenland, in Sizilien gewesen, arbeitet jetzt als Krankenschwester in Amerika. Sobald ich hier weggehen kann, fliege ich in die weite Welt. Geh, such dir eine tüchtige Frau, die sich an vielen Orten bewährt hat und die deine Mutter gut vertreten kann.» «Ja, ein altes Reibeisen mit Mucken, die ihr ständig um den Kopf tanzen», sagte er ärgerlich, «nein, dich möchte ich haben, dich in unser goldenes Nest setzen. Mein Vater hat von seinem Onkel so viel geerbt, daß er über den Neubau hinaus noch genug am Schärmen hat, mir gern das Stockegg übergibt und in ein milderes Klima zieht. Dir lege ich das blühende Unternehmen vor die Füße, nur dir.» Und da Regina kein Wort hervorbrachte, rückte er ihr näher, griff nach

ihrer Hand und sagte: «Was willst du hier im «Hecht», auch wenn du fortfliegen willst. Wenn du zurückkommst, hat Theo eine hübsche, nette Frau, die deinen Platz einnimmt, fremde Sprachen parliert, den Gästen zunickt und zulächelt, den feinen Herren, die wegen Theos Kochkunst herkommen. Dann kannst du zuschauen, wie sie das Geld einheimst, kannst die Putzmagd machen, wenn sie dir einen rechten Lohn gibt oder fortgehen, nicht auf Vergnügungsreisen.»

«Du hast dir das alles schön ausgedacht, Florian», erwiderte das Mädchen und entzog ihm seine Hände, «mich nimmt nur wunder, wann du Zeit hast, all dies auszuknobeln, so wie du ständig auf Fahrt bist und überall, an jedem Schützenfest, bei jedem Schwinget und auf der Jagd.» Schon wollte er eine bittere Antwort geben, da hörten sie Mutters Stimme rufen: «Regina, Regina!» Das Mädchen eilte hinaus und gab Bescheid: «Ich komme, Mutter, ich bin schon da. In der Stube sitzt noch der Florian, er braucht einen kräftigen Schnaps.»

«Ich lege dir ein blühendes Unternehmen vor die Füße.»

Von einer liederlichen Mutter, dem zerschundenen Knie und dem Apfelkuchen.

Seitdem in der nahen Fabrik die neue Abteilung eröffnet worden war, wohnen fünf Monteure im «Hecht», tüchtige Berufsleute, die über Samstag und Sonntag heimreisen. An ihrem Tisch während dem Mittagessen und auch am Abend beim Jaß geht es munter zu. Kommen sie von daheim, hat jeder zu berichten, was während der Woche zu Hause geschah. Kommen sie aus der Fabrik, hat jeder seine Beobachtungen gemacht und erzählt davon. Sie sind schon weit umhergereist, haben in fremden Ländern, in kalten und in heißen Zonen Maschinen montiert, allerlei Leute kennen gelernt. An Gesprächsstoff fehlt es ihnen nicht.

Der Fabrikdirektor, der in dem schönen neuen Haus am Hang, unweit vom «Hecht», wohnt, kommt dann und wann zu ihnen, um zu schauen, ob sie auch gut versorgt und mit Speise und Unterkunft zufrieden sind. Sie sitzen dann schweigsam, der Rotschopf und der Dicke, der Junge,

der Große und auch die Spitznase, reden nur soweit sie gefragt werden. Wenn er dann wieder mit freundlichem Händeschütteln Abschied genommen hat, und sein hellblauer Wagen aus ihrem Gesichtskreis verschwunden ist, dann wird das Gespräch wieder lebendig: «Der braucht sich doch um uns nicht Sorgen zu machen, so gut haben wir es schon lange nicht mehr gehabt.» «Nicht in Thailand und nicht in Trondheim und erst recht nicht in der Tschechei.» «Ist eben doch am schönsten in der Schweiz und wenn es auch hie und da regnet. Keine Schwierigkeiten mit der Sprache, mit dem Blutdruck und hier sind wir sozusagen Familienmitglieder.» «Aber ich mache mir Sorgen um ihn», meint der Dicke, «seine Frau ist ein Luder. Habt ihr gesehen, wie sie ihm um den Bart streicht und dann mit dem Wagen abhuscht und in einem neuen Kleid zurückkommt. Am Werktag trägt sie ein halbes Vermögen an Schmuck. Jeden Tag saust sie ab. Ich habe vernommen, dies Jahr sind ihr schon zwei Dienstmädchen davongelaufen. Länger als drei Monate bleibt keine.» Und dann der Rotschopf, der weiß noch viel mehr: «Wenn er geschäftlich verreisen muß, dann kommt der Mann mit dem gelben Wagen, anderntags der Hochaufgeschossene mit dem roten. Kein Wunder, was da an Wein und teuren Schnäpsen abgeladen wird, geht alles durch die Kehle ihrer Freunde.»

Sehr gewichtig hebt der Große seinen mageren Zeigfinger auf und spricht: «Ist scheints eine Ausländerin, hat sie in Singapur aufgegabelt. So viel ich gehört habe, versammeln sich dort etliche von dieser Sorte, extravagante Schönheiten, mit Perücken, vormittags kastanienbraun, gegen Abend noch viel röter als dein Haarschopf.» Der mit der spitzen Nase schüttelt den Kopf und meint: «Mich nimmt nur wunder, was aus seinem Bub wird, ein lieber Knirps, mit lustigen Augen und hell auf der Platte. Der Vater den ganzen Tag im Geschäft und abends bis in die Nacht an der Arbeit, die Mutter verduftet oder mit fremden Herren auf dem Sofa. Die Kinder aus der Nachbarschaft werden von dieser Hexe verscheucht. Kaum hat er sich an die neue Köchin gewöhnt, steht wieder eine andere da. Kein Wunder, streicht er halbe Tage im Fabrikhof umher oder beim Bauern um den Stall. Geht doch noch lange nicht zur Schule, der wird ein Vagant oder Indianer.»

Und kaum hat sich der Spitznasige seinen Kummer vom Herzen geredet, geht die Türe auf, kommt das Herrensöhnchen in die Wirtsstube, das geblümelte Hemdchen beschmutzt, das Knie verkratzt, barfuß und frägt nach Regina. «Komm her, Iwan», ruft der Dicke, «magst du einen Apfelkuchen?» Ohne Scheu und lachend klettert der Kleine auf das Knie des umfänglichen Mannes und vergnügt sich mit gewaltigem Appetit an dem Dessert, das der Dicke stehengelassen hat. Regina muß auch noch ein zweites Stück bringen, sieht dabei die blutverkrustete Wunde am Bein des Buben, nimmt ihn unter den Arm und trägt ihn fort.

«Ich bin kein Direktor und trage nicht jedes Jahr ein dickes Paket mit großen Noten zum Steuerkassier», sagt der Rotschopf, «habe nicht nur für einen, für drei Buben und zwei Mädchen zu sorgen, aber sie haben es alle fünf besser bei mir, als dieser arme Wicht. Hast du den Hunger gesehen, der hat wieder kein rechtes Essen bekommen, vielleicht ist die Köchin schlechter Laune, oder haben sie ihm Krebse vorgesetzt. Frau Direktor will natürlich nicht immer Braten auftischen, etwas Exotisches muß es sein und gepfeffert, sonst schmekken ihr die Schnäpse nicht.»

Nun wird der Speisezettel im schönen Landhaus unter die Lupe genommen und von jedem mit phantasievollen Gerichten ergänzt bis Regina den Bub mit gewaschenen Füßen und verbundenem Knie wieder hereinbringt, zusammen mit einem großen Stück Kuchen, das Iwan mit Lust vertilgt. Die Männer freuen sich an den witzigen Antworten, die Iwan in seiner Unbekümmertheit hervorsprudelt. Sie vergessen die Zeit, versäumen beinahe den Arbeitsbeginn, weil ihnen der Bub die freudige Erinnerung an ihren eigenen Familientisch in die Wirtsstube gebracht hat. Sie lassen Iwan mit dem Rest seines Apfelkuchens zurück

und gehen. Regina räumt auf, läßt ihm den Teller, bis er die letzten Krumen aufgeschleckt hat und sagt: «Iwan, du kannst mitkommen, ich fahre zum Schuhmacher ins Dorf und muß noch einkaufen, darfst du so lange von daheim wegbleiben, oder soll ich es deiner Mutter melden?» Der Bub wehrt mit beiden Händen ab und sagt beglückt: «Nein, nein, ich komme. Sag nichts, sonst schimpft die Hilda. Mama ist weg.»

Je einen Schuh unter dem Arm trippelt Iwan dem Mädchen nach in die Garage und sitzt dann voll Freude neben Regina auf der Fahrt dem See nach und durch den Wald, der das Gasthaus vom hablichen Dorf trennt.

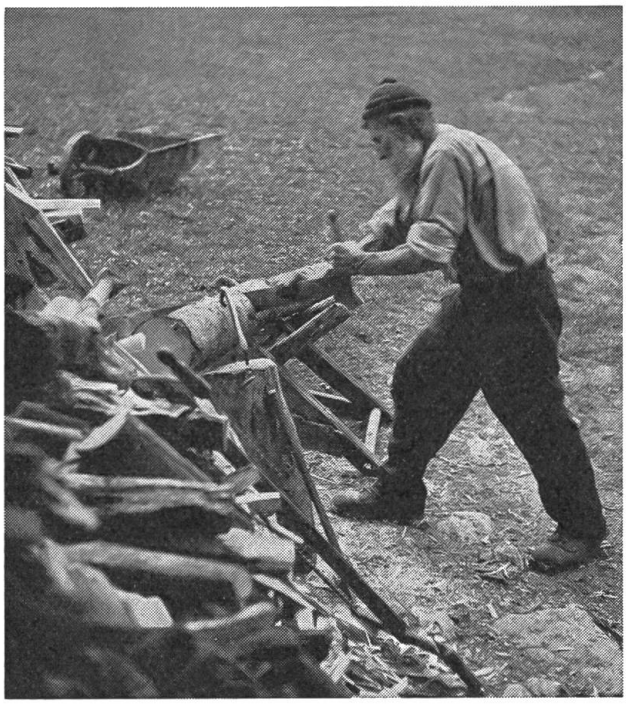


Foto L. von Matt

Beckenrieder Holzer.

Wie ein unerwarteter Besuch Hoffnungen weckt und Herzweh bringt.

Nur zwei kurze Stunden sind seither vergangen und doch hat sich im «Hecht» unterdessen vieles verändert. Regina kann nicht in die Garage fahren, denn dort steht ein rassiger, grüner Sportwagen mit französischem Erkennungszeichen. Aus der Küche strömen feine Düfte, Theo hantiert dort in blütenweißer Schürze und mit seinem höchsten Kochschopf. In der Wirtsstube sitzen vier einheimische Jasser, die mit ihrem Bier und Kaffee gut versorgt sind und, da Regina hereinguckt, kaum Zeit finden, von ihren Karten aufzuschauen. Aus dem oberen Stock hört das Mädchen sprudelndes Französisch und sieht seine Mutter geschäftig umhereilen. «Schlüpf in ein hübsches Kleid», sagt sie, «Theo hat Besuch. Und komm schnell, bring die bauchigen Gläser.»

Im hastigen Umkleiden sieht Regina den Bub forttraben, versucht dann, ihre wilden Haare in eine ansehnliche Frisur zu zwingen, sucht in ihrem Schmuckkästchen nach einem hübschen Anhänger, einem goldenen Armband, nach dem Ring mit dem blauen Stein und quält ihren Kopf, wer wohl aus Frankreich zu ihrem Bruder gekommen sei. Seit seiner Heimkehr hatte Theo schon oft von hübschen jungen Französinnen erzählt, hatte beschrieben, wie sie behend und elegant über das Pflaster trippeln, viel leichter und anmutiger als die Schweizerinnen. Wie sie es verstehen, aus dem nichts ein bezauberndes, nettes Kleidchen zu nähen und ihre Augen schweifen lassen, ohne das Köpfchen zu drehen. Aber von einer Freundin, einer soliden Bekanntschaft, war doch aus seinem Mund nie ein Wort gefallen.

Neugierig und doch eher reserviert trat Regina in die obere Stube und sah den Tisch weiß gedeckt, Teller aus feinem Porzellan und mitten drin sogar den silbernen Leuchter mit den fünf Kerzen. Auf den Stühlen, neben Vater und Mutter zwei Fräuleins in adretten Reisekleidern, tadellos geschminkt und mit leuchtendem Lippenrot, die munter und vergnüglich plauderten. Frau Simone, das Gesicht von Freude und dem angeregten Gespräch leicht gerötet, stellte den beiden Gästen ihre Tochter vor und nannte die Namen der beiden Freundinnen. Yvonne und Arlette, die auf einem Bummel durch die Schweiz dem bescheidenen «Hecht» zur großen Überraschung die Ehre ihres Besuches gewährten.

Aus verstaubter Flasche goß die Mutter einen herrlich duftenden Rotwein ein und entschuldigte sich, daß er nicht noch zehn Jahre älter sei.

Yvonne wehrte bescheiden ab, wies darauf hin, daß sie noch weit zu fahren im Sinne hätten und darum mit dem Genuß des Weines zurückhalten müßten. Dieses Argument rief aber bei Frau Simone einen heftigen Protest hervor. «Wir haben für Sie ein schönes Zimmer mit Blick auf den See bereit», erklärte sie, «morgen ist glanzvolles Wetter, Frühstück auf der Wiese, wenn Sie nicht kälteanfällig sind, können Sie vorher im See ein Bad nehmen und schwimmen. Theo wird Sie auf jede Art verwöhnen.» Besuch aus ihrer Heimat, das war für Frau Simone ein herrliches Fest.

Von Kind auf hatte Regina französisch sprechen gelernt und kann nun ohne Mühe am Gespräch teilnehmen, nur bleibt ihr dafür wenig Zeit, das Zimmer für die beiden Fräuleins muß hergerichtet werden. Gäste kommen an dem schönen Abend in den «Hecht» zum Nachtessen. Regina will in der Küche helfen, damit Theo dort nicht den ganzen Abend am Herd stehen muß. Sogar der alte Kari, seit den Zeiten, da er noch Roßknecht war, dem «Hecht» treu geblieben, streckt seinen krummen Rücken am Abwaschtrog, derweil Frau Simone lekkere Speisen, feingewürzte Gemüse und duftende Saucen anbietet und die Gäste in ihrer guten Stube auf echt französische Art verwöhnt.

Yvonne, die ihre pechschwarzen Haare kurz geschnitten trägt, und eher zu Fülle neigt, ißt mit Wohllust und kümmert sich nicht um die Regeln der Schlankheitsapostel. Arlette nimmt mit ihren feingliederigen schlanken Händen nur wenig auf ihren Teller. Die blonden Haare fallen in Wellen auf ihre Schultern und umrahmen ihr zartes, ebenmäßiges Gesicht mit leuchtendem Gold. Sie ist an allem interessiert, was Frau Simone erzählt und lockt mit Fragen ihre Lust zu reden. So vernehmen die beiden Töchter, was sich in der Familie an Fest- und Werktagen ereignet, wie Frau Simone sich in das Leben im abgeschiedenen Gasthof eingewöhnte und hier ein interessantes und harmonisches Leben genießt.

Nach dem schwarzen Kaffee wird nochmals eine Flasche entkorkt, werden die Gläser gewechselt, Zigaretten zur Auswahl vorgelegt, bis endlich Theo auch Feierabend machen und herzusitzen kann. Nicht etwa im Küchendreß mit dem hohen Hut. In dunkelblauem Kleid mit feinem Nadelmuster. Eine großknotige Kravatte quillt aus dem Kragen und seine Bügelfalten sind messerscharf.

Kaum hat er sich hingesetzt, klingen die Gläser zum Prosit und steigt der Rauch in Kringeln zur Lampe empor. Yvonne möchte den nächtlichen Garten, die Boote im Hafen besichtigen und bittet den Vater, sie zu begleiten. Sie sei im vergangenen Sommer auf einer Segelfahrt mit dabei gewesen und seither liebe sie Wasser und Wellen und das sanfte Plätschern im Mondschein. Auch Frau Simone erinnerte sich plötzlich, sie habe noch dieses und jenes versäumt und eilte davon.

Nun sitzen Arlette und Theo plötzlich allein am Tisch, schauen in die Flammen der Kerzen und schweigen, bis er sie frägt: «Wie kommst du dazu, hier plözlich, ohne ein Wort voraus, wie ein Bild aus versunkener Vergangenheit, zu erscheinen?» «Aus Zufall», lächelt Arlette, «Yvonne wollte eine Ferienfahrt in die Schweiz machen. Ihre Freundin ist erkrankt, konnte nicht mitkommen, da hat sie mich gefragt. Hier in der Nähe haben wir ein Plakat gesehen, «Gasthaus Hecht», Fischspezialitäten. Du weißt ja, daß ich Fischgerichte bevorzuge, et voilà!»

«Und ich Esel habe Dir einen Braten serviert», sagt er und schlägt sich an die Stirne. «Er war sehr gut, hat mir köstlich geschmeckt», lobt sie, «vielleicht hat mich nicht nur die Fischspezialität hergelockt, auch der Name hat mich verführt. Ich war neugierig, ob du noch etwas dazugelernt hast, seitdem du bei uns gewesen bist.» Nun erst wandern seine Blicke in Ruhe über ihre Gestalt, schaut er ihr offen ins Gesicht und staunt: «Groß bist du geworden in den wenigen Jahren und schön. Damals warst du noch ein hüpfender Hase, ein Kind mit tausend Wünschen und roter Nase.»

«Immer noch», sagt Arlette, «die Nase habe ich gepudert und die Wünsche sind nicht kleiner geworden und fast alle unerfüllt.» Der junge Mann findet nur langsam

Die Mythen und der Fronalpstock gehören zum prächtigen Rundblick Seelisbergs.

den richtigen Ausdruck, die Leichtigkeit, sich in dieser doppelsinnigen Weise zu nekken. Er empfindet ungern, wie er seit seiner Heimkehr aus Frankreich wieder schwerfälliger geworden ist, ergreift sein Glas und läßt den edlen Wein langsam über seine Zunge rinnen. «Ich habe dir von meiner Mutter einen Gruß mitgebracht», beginnt sie wieder, «bei ihr hast du dich jeweils ausgeweint, wenn dich das Heimweh geplagt, wenn dir unser Küchenchef ein nasses Tuch um die Ohren geschlagen hat. Sie hat oft und immer wieder von dir gesprochen. Du scheinst in der kurzen Zeit ihr Herz ganz und gar erobert zu haben, Kunststück, mein Bruder war damals in Paris, da hat sie dich eben als ihren Sohn verhätschelt.»

«Du hast eine gute Mutter, Arlette», sagt Theo mit Wehmut, «sie hat mir über meine schwerste Zeit hinweggeholfen, denn in der Küche war die Hölle los. Ich hätte den Chef zu gewissen Zeiten dreimal am Tag erwürgen mögen, aber heute bin ich ihm dankbar, ich habe bei ihm viel gelernt.» «Die Mutter ist noch immer so gut und der Küchenchef ein wahrhaftiger Teufel», sagt sie, «nur kochen kann er wie kaum einer in Frankreich, wir können ihn nicht entbehren.»

In der Nacht kommt ein Wind auf, Wolken fahren am Mond vorbei. Regina geht noch zum Hafen hinunter, weil ein Boot gegen die Mauer schlägt. Da sie zurückkommt, sieht sie im hellerleuchteten Fenster der Stube Theo, und eng an ihn ge-

schmiegt das Mädchen aus Avignon. Es scheint, als ob sie den Wolken zuschauen, ein Arm auf der Schulter des andern ruhe.

Regina beeilt sich, ins Haus zu kommen und leise in ihre Kammer hinauf zu gehen. Das Bild dieser schattenhaften Gestalten bleibt ihr wie eingebrannt vor den Augen und verscheucht ihren Schlaf. Vielerlei Gedanken huschen in ihrem Kopf herum: «Wenn diese Arlette hier einzieht, dann ist die Mutter im siebenten Himmel. Eine Schwiegertochter genau nach ihren Wünschen und Träumen, charmant, gewandt und pfiffig. So hat Florian recht, und ich bin die Putzmagd oder vertrieben.» Im Halbschlummer sieht sie ein anderes Bild, den kleinen Iwan, wie er in der Werkstatt des Schuhmachers in alte Stiefel schlüpft, mit Schuhen Kegel spielt und auch einen jungen Mann, der, eine Lederschürze umgebunden, in der Ecke sitzt und mit Händen, die keine grobe Arbeit kennen, seinem Vater hilft.

Warum der Gerichtspräsident seine Ansprache verschieben muß.

Zum ersten Mal seit vier Wochen trinkt der Monteur mit der Spitznase ein Bier zum Mittagessen und der Dicke läßt ein Sprudelwasser nachkommen. Die Waadtländer-Würste waren scharf gepfeffert und das Risotto dazu tüchtig versalzen. Der Rothaarige begann zu meckern, winkte Regina herbei und sagte: «Probier mal von dem Zeug. Das brennt wie ein Feuerwerk. Meine Zunge ist schon rauh wie ein Käsereiber.» Das Mädchen nahm einen halben Löffel voll auf die Zunge und meinte gelassen: «Ei sieh da, auch ein dreifach diplomierter Koch bleibt vor der uralten Erfahrung nicht verschont. Das trage ich nun in die Küche. Theo soll sich daran sattessen, dann bekommt er ein wenig Farbe ins Gesicht. Er sieht ohnehin aus, wie wenn er zwei Tage im Wasser gelegen hätte. Ich bringe Euch Ersatz und zur Milderung des Brandes vollsaftige Melonen», begann abzuräumen, trug die Teller nicht zum Speiselift, sondern ging mit den Schuhen klappernd die Stiege hinab.

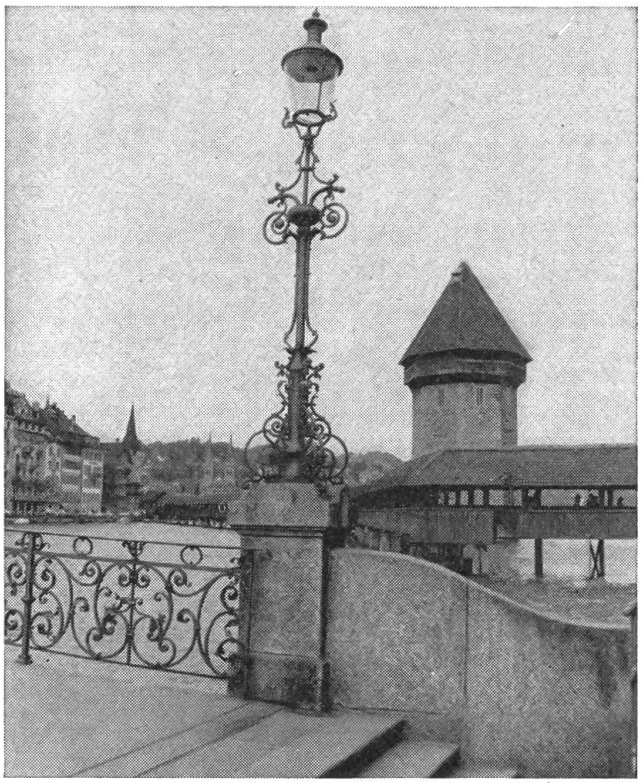
Da sie Theo die halbleeren Teller auf den Küchentisch präsentierte und mit höhnischem Lachen eine kleine Ansprache halten wollte, stürmte Herr Brenner, der Fabrikdirektor zur Türe herein und fragte: «Ist Iwan bei euch? Fräulein Regina, haben Sie ihn nicht gesehen?» «Nein, heute ist er nicht gekommen», gab das Mädchen Bescheid. «Ich habe mich noch gewundert, daß er nirgends aufgetaucht ist.» Nervös und hastig rannte der Direktor davon und rief: «Dann muß ich der Polizei berichten!» Regina eilte hinter ihm nach und vernahm auf dem Weg zum Landhaus hinauf, Iwan habe zwei Teller zerbrochen, die Köchin habe ihn übers Knie genommen, dann habe er sämtliches Geschirr vom Frühstückstisch aus dem Fenster geworfen. Seither sei er wie vom Erdboden verschwunden. «Bleiben Sie doch endlich stehen», rief Regina atemlos, «wir wollen doch zuerst im Stall bei den Ziegen nachsehen. Vielleicht ist er bei den Schafen auf der oberen Matte. Dann können sie immer noch die Polizei alarmieren.»

Also rannten die beiden zum Gaden hinunter, dann in den Wald und über die große Wiese. Mit heiserer Stimme rief Herr Brenner: «Iwan, Iwan!» bis der Abwart der Fabrik auf seiner Suche daher kam und mit hellem Tenor den gleichen Namen in alle Windrichtungen hinausschrie. Schließlich beteiligten sich Theo und die Mutter an dieser Suchaktion, Vater Heinrich ging den Seemauern nach und der alte Kari durchforschte den Heuboden.

Die Aufregung verwandelte sich in Angst und Jammer. Kein Mensch blieb im Haus, außer der Großmutter und auch diese befand sich schon unter der Haustüre, da mit Geknatter und Getöse Florian mit seiner blitzenden Zweiradmaschine daherbrauste. Mit beiden Händen hielt sich die Großmutter die Ohren zu, bis das Brüllen des Motors verstummte. Auf Florians Frage nach Regina sagte die alte Frau: «Junger Mann, jetzt kannst du dir einen Lorbeerkranz verdienen. Des Direktors kleiner Bub, der Iwan, ist auf und davon. Geh, such ihn. Mit deinem Stinktöff kannst du durch jeden Waldweg fahren. Wenn du ihn bald bringst,

dann hast du beim Direktor einen Stein im Brett, dann wird er den nächsten Betriebsausflug zu euch ins Stockegg hinauf dirigieren.»

Florian lehnte sich hochaufgereckt an die Mauer und höhnte: «Der Direktor ist mir wurst. Ein Kuß von der Regi ist mir lieber als die ganze Fabrik.» Mit ihrem Stock tappte die Großmutter auf die Steinplatte und befahl: «So, jetzt spiel nicht den Großhans. Bei mir machst du damit keinen Eindruck. Geh, du bist ein Jäger, du findest ihn schnell. Regina ist ja ganz vernarrt in den Bub. Jetzt kannst du zeigen, was du bist!» «Wie lange ist er fort», fragte Florian und ließ mit einem kräftigen Tritt den Motor aufheulen. «Drei Stunden», schrie ihm die Großmutter ins Ohr. — Dann brauste die Maschine davon, und nichts war mehr zu sehen als ein blauer Rauch.



Der Reußsteg wurde nach dem Protest der Luzerner wieder mit seinem alten, schönen Geländer versehen.

Vater Heinrich stieg ins Boot und ruderte dem Ufer nach. Frau Simone kam zurück mit nassen Augen und einem verknaxten Fuß. Theo rannte aufgeregt wie ein Olympia-Sieger in die Küche. Er mußte ein großes Essen herrichten, das hohe Gericht war angemeldet. Im Sääli sollte der lange Tisch gedeckt werden mit feinem Geschirr und schönen Gläsern für Rot- und Weißwein. In der Wirtsstube wartete der alte Kari umsonst auf sein Most, das er mit seinem Suchen verdient haben sollte. Die Großmutter brachte ihm schließlich seinen Trunk.

Auch Regina kam ohne Iwan heim, mußte zuerst ihrer Mutter den Knöchel einbinden, bevor sie Theo in der Küche helfen und das Gedeck auflegen konnte. Direktor Brenner telefonierte jede halbe Stunde aus einer anderen Gegend und fragte, ob der Bub nicht gefunden worden sei.

Dann kamen die Gerichtsherren. Drei Autos schwenkten auf den Parkplatz ein. Würdige Herren im Sonntagsstaat, von der langen Sitzung etwas ermüdet, aber offensichtlich die Vorfreude auf ein leckeres Mahl genießend. Das älteste Mitglied, das von seinem Amt zurücktrat, sollte ein letztes Mal im Kreis seiner Kollegen weilen und mit diesem Abendessen feierlich verabschiedet werden.

Trotz behender Arbeit flog in der Küche dann und wann ein neckisches Wort über den Tisch. «Daß du mir mit dem Salz vorsichtig umgehst, Theo. Ich warne dich. Verliebte verlieren meist jedes Maß.» «Wer ist verliebt?» — «Der Koch, der heute das Reis zu den Waadtländerwürsten gewürzt hat. Kaum sind die beiden netten Französinnen aus dem Haus, müssen schon alle Gäste darunterleiden.» «Wie kommst du auf die Idee?» «Theo, mir kannst du nichts vormachen. Hast wenig und noch schlecht geschlafen und kaum Zeit gefunden, die Spuren des Lippenstifts wegzuwaschen. Spiel doch nicht den Harmlosen. Das Wiedersehen hat dich aus dem Geleise geworfen. Gibs ehrlich zu und schau, daß die Gerichtsherren nicht auch noch Feuer und Schwefel auf die Zunge bekommen.»

Durch all dieses Necken, Hasten und Eilen geisterte die Angst um den kleinen Iwan, mußte verheimlicht werden, durfte

das Festessen und die gute Stimmung der gewichtigen Herren nicht trüben.

Ein Glas Weißwein vor dem Essen rötet die Wangen und macht glustig. Blumen auf dem Tisch ergötzen die Augen. Butter auf Toast zum geräucherten Fisch gibt ein behagliches Gefühl. Klare Suppe mit Mark bildet den Übergang vom weißen zum feurigen Rotwein. Dann kommt Theo mit einer großen Silberplatte, zeigt das Rindsfilet mit allen Garnituren, bevor er es zerschneidet. Die steife hohe Mütze thront auf seinem Kopf und nickt, wenn ihm von allen Seiten Komplimente herzuströmen. Vor den Augen der Gäste schneidet das Tranchiermesser saftige Stücke, füllt Frau Simone die Teller mit Schwarzwurzeln, Bohnen und Blumenkohl. Regina bringt die Schüssel mit den Salaten, den braunglänzenden kleinen Kartoffelkugeln, schenkt nach und achtet auf jeden Wunsch. Auch die Großmutter kommt, in ihre beste Seide gekleidet, begutachtet mit einem kritischen Blick die Speisen, begrüßt die Herren, wohlbekannte freundliche Gesichter, wünscht guten Appetit und bleibt eine Weile in der Ecke stehen.

Just, da der Herr Gerichtspräsident zu seiner Rede anheben will, leise ans Glas klopft und sich räuspert, gellt ein Bubenschrei in das Sääli, kommt Florian mit Iwan auf den Armen herein, stolz wie ein Schwingerkönig, hält ihn hoch über seinem Kopf in beiden Händen und sagt: «Eingeschlafen ist er, versteckt im Wald. Nur der Hund von der Polizei hätte den gefunden. Jetzt, Regi, gib mir den versprochenen Kuß.» Das Mädchen stellt seine Platte geschwind auf die Ecke des Tisches, eilt auf ihn zu und sagt: «Zwei kannst du haben. Auf jede Backe zwei!»

Wahrhaftig, vor den gestrengen Blicken des hohen Gerichts umarmt das Mädchen den glücklichen Finder und küßt ihn ohne zu zählen.

Der Präsident, mit den Notizen seiner Ansprache in der Hand, hat sich längst wieder auf seinen Stuhl gesetzt. Denn jetzt wird zuerst von Iwan und seiner Flucht erzählt und berichtet und zwar so eifrig und durcheinander, daß niemand sieht, wie Iwan hinter den kleinen Tisch schleicht und von der großen Platte stibitzt. Diese glückliche Heimkehr Iwans gibt dem Fest erst recht eine frohe Stimmung. Er wird an den Tisch geladen, soll seinen Hunger stillen. Nur die Großmutter hat rechtzeitig daran gedacht, dem verängstigten Vater ins Landhaus Bericht zu geben.

Da Herr Brenner stürmischen Schrittes ins Sääli kommt, seinen Sohn bei den dunkelgekleideten Herren vergnüglich schmatzend vor seinem Teller sieht, muß der Präsident nochmals seine Ansprache verschieben, denn jetzt wird auf Kosten des beglückten Direktors der guten Weine bester aus dem Keller geholt, sorgfältig temperiert und in bauchige Gläser gegossen.

Richtbeil und Henker.

Auch Gerichtsherren müssen die Gesetze beachten, auch sie dürfen nicht dem Genuß des Weines erliegen, wenn sie ans Steuer sitzen und heimfahren wollen. Mindestens drei der hohen Herren mußten sich mit allen Kräften beherrschen, durften nur ein einziges Glas des gespendeten Weines und nur in kleinen Schlückchen trinken. Zur Sicherheit auch noch ein währschaftes Stück des berühmten dreijährigen Alpsprinz dazu essen und die Heimfahrt in die dunkle Nacht verschieben.

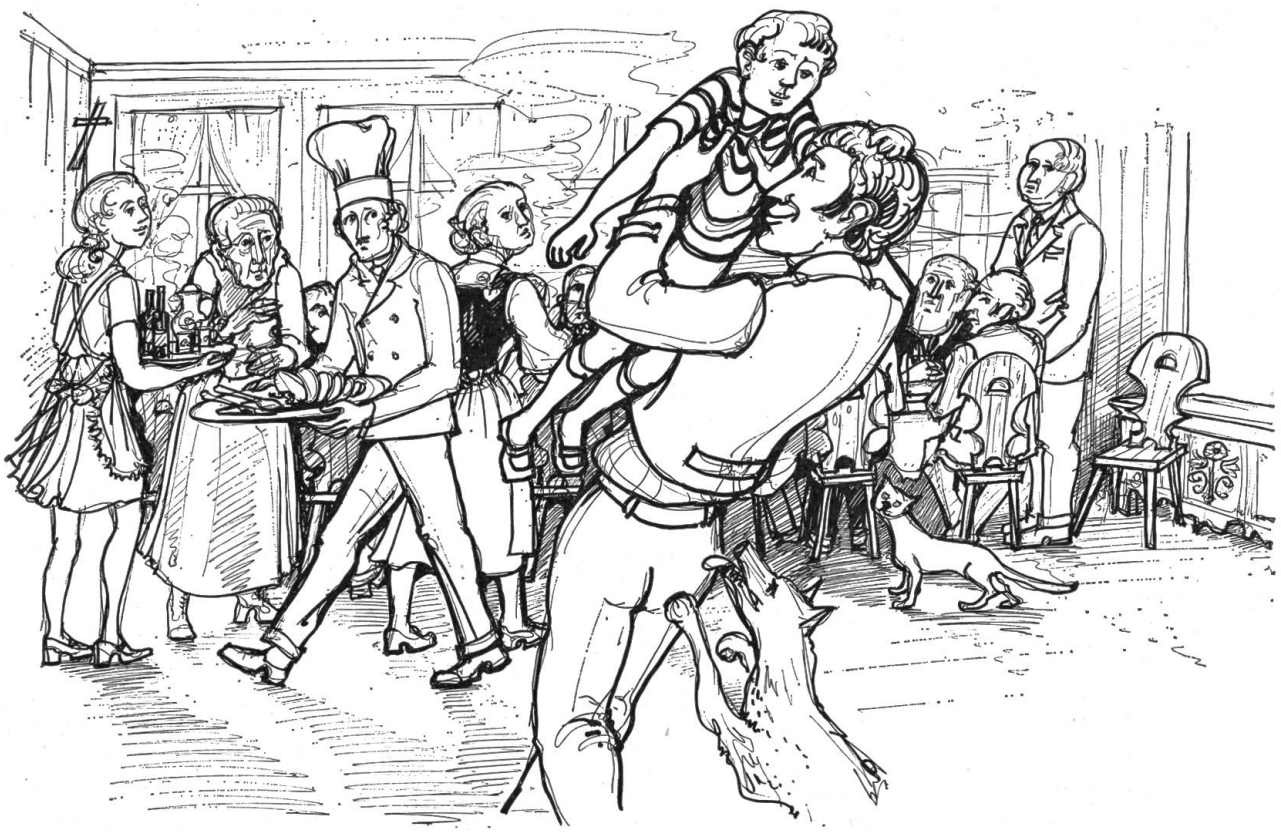
Bei der Abfahrt fehlte der Gerichtsschreiber, war und war nicht zu finden. Schon vor der letzten feuchtfröhlichen Rede war er vom Tisch verschwunden, hatte einen Flecken auf seiner Kravatte entdeckt und bei der Großmutter Hilfe gesucht. Dann war er nicht mehr an den Tisch gekommen.

Während die Herren Abschied nahmen und ihre Wagen in die Nacht hinausglitten, saß er im obersten Stübchen bei der Großmutter und versuchte, ihr ein Geheimnis zu entlocken, dem er schon seit Jahren nachgegangen war. Auch sie hatte von dem gespendeten Rotwein genossen und war davon gesprächig geworden. Dies wollte der Gerichtsschreiber und Historiker benützen. Eine solche Gelegenheit würde er wohl kaum mehr finden.

Schon vor vielen Jahren hatte er ihren Mann ausgehorcht, hatte ihren Sohn immer wieder darnach gefragt, bei Theo und Vreni auf den Busch geklopft, ohne Erfolg. Von allen diesen wurde ihm jede genaue Auskunft verweigert, mit der Begründung, das zu wissen nütze nichts und könne nur schaden. Auch die Großmutter wollte nicht auf dieses Thema eingehen. Erst da er ihr mit Handschlag und Ehrenwort versicherte, zu ihrer und seiner Lebzeiten auch nicht ein einziges Wort verlauten zu lassen, und nachdem er sie überzeugen konnte, es sei doch beesser, wenn die wirkliche Wahrheit schwarz auf weiß und versiegelt vorhanden sei, als daß die Geschichte, verdreht und weit übertrieben, in jeder Stube weitergegeben werde, war sie bereit zu sprechen.

Und sie begann: «Meines Mannes Urgroßvater war Wirt und Fischer hier auf dem «Hecht». Das Zimmer unter mir hat Gitter in die Fensterpfosten eingeschmiedet. Zur selben Zeit war das notwendig, hier abseits und außer Rufweite, ein Zimmer zu haben, in dem wertvolle Fracht von den Schiffen diebessicher untergebracht werden konnte. Ein Bett steht darin, ein Schrank, eine Truhe, Stühle und Platz ist genug für Säcke, Bündel und Kisten.

An einem Abend im Winter kam ein Wanderer mit einer Wunde am Bein, hatte Fieber und fror. Des Urgroßvaters Frau war von Herzen gut, hat vielen Leuten geholfen. Von ihr wird heute noch erzählt, wie sie den Müttern beigestanden ist im Kindsbett und jeglicher Not. Sie hat den Verwundeten aufgenommen, hat nicht darauf geachtet, ob ein Messer oder eine Kugel das Bein aufgerissen hat. Er war schon lang im Schnee gelegen, in Heuschobern oder unter Steinen im Wald. Sie hat ihn versorgt. Ihr Mann hat seine blutigen Spuren verwischt, soweit sie im Schnee zu sehen waren. Der Arme hat mit verbissenen Zähnen gelitten. Von seinem Unfall wollte er nicht berichten. Nur im Fieber hat er von Verfolgern geredet und wie sie ihn halbtot über eine Fluh hinaus gestossen ha-



Stolz wie ein Schwingerkönig hebt Florian den Buben bis zur Decke hinauf.

ben, Männer, die ihm sein gutes Recht, seinen Erbteil streitig machen wollten. Nach seiner Herkunft gefragt, hat er nur verlauten lassen, er käme jetzt aus Italien. Sonst verschwieg er alles. Hat auch im Traum italienisch gesprochen aber sonst eher wie die Berner.»

«Und Schriften hat er keine bei sich gehabt?», frug der Gerichtsschreiber, bemerkte aber sogleich, daß sich die Großmutter nicht gerne unterbrechen ließ. «Nein, Schriftliches hat man, so viel ich weiß, auch nachher nicht auf ihm gefunden. Und einen Namen hat man nie erfahren. Zu dieser Zeit war von einem Mord die Rede, der am Berg geschehen sein soll. Ein Bauer, der mit seinem Bruder im Streit gelebt hat, wurde im Stall erschlagen, und seitdem blieb der Bruder verschwunden. Das Gericht hat nach dem Mörder gesucht und einen Beschrieb angeschlagen, der vielleicht auf den Verwundeten hätte antreffen können. Aber wie wäre er in diesem Zustand über den See gekommen. Niemand hat ein Boot vermißt. Man weiß solches bald, hier rings ums Wasser. Zuerst wollte der Jakob, das war meines Mannes Urgroßvater, dem Gericht eine Meldung machen. Seine Frau hat ihn zurückgehalten, hat gesagt, in diesem Zustand könne er das Bett nicht verlassen, sterbe schon im Hinuntertragen. Auch sei es wohl nicht ratsam, wenn man ihm vorhalten könne, er habe in seinem Haus einen Mörder versteckt. Item, die Frau hat nur den Kranken gesehen, und daß ihm geholfen werden müsse, bis er dann mitten in der Nacht gerufen und geschrieen hat und den Jakob angefleht hat, er soll ihm einen Priester holen, damit er beichten könne. Im Winter und im Schneesturm mit dem Schiff, ist das Gott versucht. Man hätte den alten Pfarrer auf einem Saumpferd herbringen müssen. Jakob hat dem Blesierten gut zugeredet und versprochen, am Morgen, so früh es gehe, mit dem Schiff zu fahren. Aber noch vordem der Tag angebrochen ist, hat der arme Mann seinen Geist aufgegeben, ist im Fieber erstickt, als ob ihn ein böser Geist erwürgt hätte, wie auch die Frau ihm gut beigestanden ist.»

«In den Nächten darnach hat's in dem Zimmer gepoltert und geklopft. Das verriegelte Fenster ist auf- und zugeflogen, daß die Scheiben geklirrt haben. Es sind dort im Boden dicke schwere Balken, eben wegen der Schiffsfracht, die dort gelagert wurde. Diese haben geächzt und gebebt, als ob ein Klafter Gewicht auf sie herabfallen würde. Dann kam wieder ein Pfeifen und Sausen auf, als ob der Föhn durch Ritzen und Spälte fahren würde, in einer Nacht, da der See wie Blei anzusehen war, ohne Bewegung. Jakob wollte hineingehen und nachsehen, da hat ihm die Türfalle die Hand verbrannt. Dreißig Tage hat er in Kamillen gebadet, bis der Schmerz verschwand. Mit der Zeit wurde es ruhig, nachdem ein Pater Kapuziner dagewesen ist, das Zimmer und das ganze Haus gesegnet hat. Er hat aber zu wissen gegeben, daß er es nicht wagen würde, in diesem Zimmer zu schlafen.»

«Das Bett steht noch, wie es war, Stuhl und Tisch und die Truhe. Nach Jahren kam ein Viehhändler, der den Jakob übers Ohr gehauen hat, den hat er über Nacht behalten, ihm das Zimmer zum Schlafen zugewiesen, aber kurz nach Mitternacht ist dieser mit aufgeschwollenem Gesicht und käsebleich in Jakobs und seiner Frau Kammer hineingeflüchtet, hat gebettelt und gefleht, man solle ihm sein Reitroß zäumen. Er sei dazu nicht mehr im Stande. Wolle aber lieber in die finstere Nacht hinausreiten, als noch eine Stunde in diesem Haus verbringen. Jakob hat ihn gefragt, was er gesehen habe. Nur zwei Worte hat er ausgesprochen: 'Richtbeil und Henker', ist wie verfroren in der Ecke sitzen geblieben, hat gezittert und sein aufgedunsenes Gesicht in beide Hände vergraben und wehleidig gebetet. Vater Jakob mußte ihm noch auf das Roß helfen. Wie er durch die Nacht fortgekommen ist, wer weiß. Er ist nie mehr in der Nähe gesehen worden.»

Der Gerichtsschreiber hörte schweigend zu, ließ nicht einen Blick vom Gesicht der Großmutter abschweifen. Er wollte noch mehr erfahren, stellte Fragen, bat und drängte. Die Erzählerin winkte mit der Hand, als wollte sie eine Fliege verscheu-

chen und sagte: «Geht jetzt, guter Herr, ich bin müde. Habe schon zu viel geredet. Hätte auch das nicht sagen sollen. Gute Nacht und haltet Euer Versprechen.»

In der Wirtsstube fand der Gerichtsschreiber noch zwei Höckeler am Tisch. Sah Regina am Aufräumen. Von ihr erbat er sich einen kräftigen Schnaps.

Keine Stunde gleicht der andern. Immer wechseln die Bilder. Wenn Schatten auf die Wälder fallen, über die Spiegelfläche des Sees, Wolken vom Westen her aufstossen, übereinanderfahren, dunkle und gelbe den Tag verfinstern von Winden gejagt. Der Sommer hat noch nicht alle Blitze verschleudert, den Groll der heissen Tage noch

Am Tag der Goldenen Hochzeit Foto A. Odermatt
der Familie Theodor und Lina Christen-Zumbach versammelten sich 67 Großkinder. Die 16 eigenen Kinder fanden auf dieser Foto keinen Platz.

Wie der Sturm wütet und der See tobt.

Wenn die Wälder um den See ihre vielen Farben zeigen, ihre herrliche Pracht entfalten. Silberwolken unter dem blauen Himmel stehen. Frische kühle Luft über das Wasser streicht. Ein sonniger Morgen einen schönen Tag verspricht, dann gleiten die Segelboote mit ihren bunten Tüchern über die stille Fläche. Ruderboote kreuzen ihre Spur und frohes Lachen und Singen dringt bis ans Ufer.

nicht verwunden. Jäh fällt der Wind ins Wasser, scheucht die Wellen auf, setzt weiße Schaumkronen auf und donnert an die Ufer.

Sturmwarnlichter blitzen. Die Segler verschwinden, Motorboote tanzen und schwanken dem Ufer zu. Wer die Wetterzeichen nicht kennt, noch in der Mitte des Wassers sich tummelt, sorglos mit den Wellen spielt, auf seine Kraft und die Ruder vertraut, kann aus glücklicher Stunde in entsetzliche Gefahr geraten. Noch vor wenigen

Stunden lag der See still und friedlich da, nun ist er schon grau und wild. Der Wind zaust die ersten dürren Blätter aus den Bäumen und fegt sie über die Matten und ins Wasser.

Am Nauen, der nun bald hinter der Bucht verschwindet, spritzen die Wellen hochauf. Der Kursdampfer hat die Deckblachen und die Fahnen eingeholt. Nur ein Ruderschiffchen tanzt noch weit draußen. Der Ruderer nimmt sich gegen den Sturm und versucht, dem Ufer näher zu kommen, muß aber gegen den Wind anstehen, damit er nicht von der Seite erfaßt und umgeworfen wird. Er setzt seine ganze Kraft ein und kommt doch nicht vom Fleck. Ein zerzauster Mädchenkopf erhebt sich über den Bootsrand. Ein Ruder tanzt auf den Wellen davon.

Unter der Gadentüre steht Vater Heinrich, schaut in den Sturm hinaus, sieht, wie sich das Mädchen am Bootsrand hochzieht, dann ruft er: «Theo, Theo!» Das Brausen und Toben übertönt seine Stimme. In grossen Sprüngen eilt er zum Haus hin, klopft an das Küchenfenster und schreit: «Theo komm, wir müssen hinaus.»

Bis die beiden zum Hafen kommen, das Motorboot losbinden und die Maschine in Gang bringen, ist der Mann am Ruder aus ihrer Sicht verschwunden. Nur der Schiffsboden ragt aus den Fluten hervor und plötzlich wieder ein Kopf. Jetzt fährt das große Boot vom «Hecht» in das wilde Wasser hinaus. Erhält die ersten Schläge des Sturmes und der Wellen, trudelt und schwankt, bis es endlich in Fahrt kommt und Richtung nimmt auf die beiden Unglücklichen.

Am Fenster der Wirtsstube steht Frau Simone mit ihrer Tochter, schaut auf ihren Mann, der am Steuer sitzt, Haar und Hemd schon platschnaß. Voller Angst sieht sie das Boot in den tobenden Wind fahren und sagt: «Jetzt hat er wieder vergessen, daß er sein Herz schonen muß. Denkt nicht an seine eigene Schwäche. Auf einer solchen Fahrt hat er sich sein Herzleiden geholt. Schau, auf der andern Seite des Bootes hat sich auch noch ein Kopf gezeigt. Wenn sie nur durchhalten und den Griff am Holz nicht verlieren.»

«Mutter, du mußt nicht Angst haben», sagt Regina, «Vater hat noch immer über den Sturm gesiegt. Wie oft ist er in den Föhn geraten. Schau, sie sind schon nahe. Nein, nun schwenkt der Vater aus, will wohl nicht auf dieser Seite herzu. Warum wirft Theo den Rettungsring nicht aus?» Beide starren auf die schwankenden Schiffe. Die Leute aus der Wirtsstube gehen über die Matte zum See hinunter und rufen. Frau Simone legt ihren Arm um ihre Tochter, zieht sie an sich. «Der Frauenkopf ist schon lange nicht mehr aufgetaucht. Hat sie die Kraft verloren? Jetzt, da sie schon so nahe sind? Du, ich kann nicht mehr zusehen. Siehst du, wie unser Boot abgetrieben wird. Sie haben zu wenig Fahrt.» Regina versucht, die Mutter zu beruhigen, trotzdem sie selbst voller Angst kaum atmen kann: «Sie können nicht mit voller Kraft vorbeifahren und beide über Bord nehmen. Möge ihnen der heilige Petrus beistehen und alle Nothelfer. Die Frau weiß vielleicht nicht, wie man Luft holen muß, hat schon zu viel Wasser geschluckt und den Sinn verloren.»

«Jetzt wirft Theo den Ring, legt sich in den Bug, lehnt hinaus. Wenn man nur besser sehen könnte. Der See ist so dunkel. Der schwarze Kopf kommt wieder hoch. Aber die Frau ist verloren, nirgends zu sehen. Schau das Boot dreht sich, schlägt um. Jetzt ist der Mann auch weg und Vater fährt davon. Ob er die Frau sucht?» «Er muß doch wieder in Fahrt kommen, kann doch nicht steuerlos mittanzen», ruft Regina und klammert sich an die Mutter.

Die Stösse des Sturmes stürzen sich noch wilder in die aufgewühlten Fluten. Das Heulen und Brausen wird stärker. Die Balken im Haus ächzen, Türen schlagen zu. Ein Fenster klirrt und scheppert. Regina eilt hinaus, rennt die Stiege hinauf und ruft: «Großmutter, Großmutter, bleib in deiner Kammer, die Türe kann dich erschlagen.»

Wie sie wieder zurückkommt, sieht sie, wie Theo mit dem Hacken nach dem Boot angelt. «Laß doch das Boot», schreit sie, «bring den Vater zurück! Mutter, jetzt sind sie noch weiter vom Ufer weg. Ich höre den Motor nicht mehr. Sie haben zu viel

Wasser im Boot. Der Motor streikt. Warum kommt kein Nauen vom Dorf her?» Frau Simone ist jetzt ruhiger und sagt: «Sie haben etwas über Bord genommen, eines Menschen Leib. Ich konnte nicht gut sehen. Das Boot hat sich gedreht. Schau, sie kommen in Fahrt. Das ist nicht der Wind, der sie treibt.»

bringt er wohl zurück. Ich kann nicht mehr. Regina, geh, kümmere dich um Glühwein und Kleider.»

Da sie nach einer Weile ihre Augen wieder öffnet, sieht sie den Bug des Motorbootes hinter den Bäumen des Uferwaldes wieder auftauchen. «Fürwahr, sie kommen. Sie wagen es, hier einzufahren!»

Zwei Holzer tragen das bachnasse Fräulein ins Haus hinauf.

Tatsächlich, sie drehen gegen den Sturm, das Wasser spritzt am Bug auf und wird weggefegt. Sie wenden in weitem Bogen. «Vielleicht fahren sie hinüber in die Bucht, weil sie hier nicht an Land kommen können. Wenn nur Heinrich diesen Sturm übersteht. Dann will ich jeden Tag Gott auf den Knien danken.» Sie sehen, wie das Boot gegen den Wind kämpft, seine Fahrt beschleunigt, seeauf hinter den Bäumen des Waldes verschwindet. Dann tritt Frau Simone vom Fenster zurück, an dessen Riegel sie sich festgeklammert und setzt sich auf einen Stuhl. «Barmherziger Gott, wen

Von einem klappernden Kiefer, von gwunderigen Leuten und dem alten Bundesbrief.

Leute sind genug am Ufer, um dem zarten Fräulein auf die Mauer zu helfen. Zwei Holzer tragen das bachnasse Mädchen, dem die Kleider am Körper kleben, dessen Haare wie Flachs am Gesicht liegen, mit Vergnügen ins Haus hinauf. «Heinrich, was hast du herausgefischt», schreit Kari ins Boot. Seinen Tschopen kann er kaum zusammenhalten, und die Hosen flattern ihm um die Beine. «Studenten», ruft Theo, der

die Seile um die Pfosten knüpft, «junges Gemüse.» Jetzt wird der Mann, der mit einer klaffenden Wunde an der Stirne auf dem Bootsboden liegt, durch diese Worte plötzlich lebendig, krottet auf die Knie, hält sich am Bord, richtet sich auf und geht wankend auf den Bootssteg zu. Er will mit eigener Kraft an Land gehen, wenn er schon nur mit einem Auge sehen kann, weil ihm das Blut von der Stirne rinnt. Heinrich kommt und hält ihn, bis er festen Stand hat, wendet sich um und ruft: «Komm Theo, die Herren Zuschauer schöpfen uns das Boot schon aus, lauter starke Männer und schön trocken. Wir gehen an den Schärmen!»

Noch einmal prüft Theo die verschlungenen Knoten, dann grüßt er die Leute und geht dem Vater nach.

Unterdessen hat Regina das Fräulein in Empfang genommen. Da wird nicht lange gefragt, woher und wohin. Sie wird ausgezogen und längelang in Reginas Bett gelegt, mit warmen Tüchern tüchtig gerieben, wird von oben bis unten gemustert, ob die Schrammen und Beulen ärztliche Behandlung nötig haben. Wärmeflaschen werden eingebettet, Leintuch, Wolldecke und Federbett aufgelegt und eine Tasse Glühwein an den Mund geführt, ein Frottiertuch um den Kopf, dann erst wird gefragt: «So, und wie gehts jetzt?» Und da dem Fräulein der Kiefer klappert, «zwei Stunden wird jetzt nicht gemuxt. Ich komme wieder. Wenn es nicht gut geht, dann klopfen Sie mit diesem Stock auf den Boden.» Mit diesen Worten geht Regina aus der Kammer, dreht sich in der Türe nochmals um und sagt freundlich und lieb: «Gott sei Dank und gute Besserung.» Auch sie stammelt einen herzlichen Dank und verdreht die blauen Augen, dann bleibt sie allein, hört nur die Schritte im Haus, und das Murmeln aus der Wirtsstube.

«Wer ist das», frägt die Mutter im Gang ihre Tochter. «Keine Ahnung, ist noch stocksteif vom Frieren und die Angst steckt ihr tief in den Knochen», gibt Regina Bescheid. «Du, der junge Mann, der bei ihr im Boot war», flüstert die Mutter, «der ist doch hier aus dem Dorf, dem Ambros, dem Schuhmacher sein Sohn, der in Zürich studiert. Ich meine, wenn einer am See aufgewachsen ist, sollte er doch wissen, wann er an Land rudern soll.» Regina hält einen Augenblick inne, dann sagt sie schnippisch: «Vielleicht ist er verliebt, hat der angebetenen seinen Mut und seine Kraft zeigen wollen. Ist auch begreiflich, ist ein hübsches Ding. Nur nach meinem Geschmack eher zu dünn.»

Besser gepolstert und mit kräftigen Muskeln garniert ist der Ruderer. Läßt sich nicht unter die Decke mustern, sitzt in Theos Zimmer auf dem Bettrand, die Hand an der verbundenen Stirne in einem Trainings-Anzug, den der Koch aus dem Kasten genommen hat und meint: «Wenn die Heidi nicht seekrank geworden wäre, um alles in der Welt über den Bordrand kotzen mußte, als ob das schon etwas ausgemacht hätte, so oder so. Dann hätte ich, bei Gott, den Kahn noch ans Ufer gebracht. Aber wenn sie natürlich plötzlich über den Rand lehnt ... und schon schlug das Wasser zu, und das Boot kippte. Ist nicht schlecht im Schwimmen, die Heidi. Ich mußte unten durch, um das Boot auf der andern Seite zu halten. Wie ich sie dann einmal wieder gesehen habe, da hat sie blaue Lippen, wie ein zehnjähriger Herzfehler. Kannst dir denken, Theo, wie ich auf dich und euern Kreuzer gewartet habe. Und wie es dann soweit war, wie soll ich in eure Schiff kommen, hat die Nase ständig in den Lüften und schlägt dann wieder wie ein Eisenhammer ins Wasser. Also, wie dein Vater das macht. Ist doch ein Sturm, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Wie er in dem Hexenkessel herangekommen ist, langsam und doch noch Gewalt im Steuer. Das werde ich meiner Lebtag nie vergessen. Ehrlich zugegeben, ich habe bis zum letzten Augenblick nicht glauben können, daß wir da heraus und ins Schiff kommen. Hast die Heidi aber auch schön an den Haaren gepackt, Theo, und herausgezogen, wie einen Hecht.

«Du, macht dich der Glühwein so redselig», frägt Theo, «schon recht, wenn du dich erwärmst. Aber du mußt daran denken, kannst nicht stockhagelvoll zum Dok-

tor, mußt dir heute noch die Stirne nähen lassen.» Herbert winkt mit der Hand ab: «Ist nicht so wichtig, vielleicht näht dies mein Vater mit einem Pfriem. Überhaupt, lieber mit einer krummen Narbe herumspazieren, als von den Fischen beschnuppert werden in vierhundert Meter Tiefe. Ist ganz recht, wenn ich jedesmal an dich und deinen Vater denken muß, wenn ich an die Stirne greife, zu wissen, daß ich euch mein Leben verdanke. — Jesses, wenn das meine Tante wüßte, die mir so viel Geld für meine Studien gegeben hat und die Mutter. Vom Vater will ich gar nicht reden. Wenn ich in seine Bude komme, haut er mir mit dem Sohlenhammer einen zweiten Flick weg.»

Die Türe geht auf. Frau Simone kommt herein und ruft zum Essen. — Wenn er schon nicht ins Bett will, wo er hingehört, dann soll er wenigstens etwas Währschaftes in den Magen bekommen. Das Fräulein Freundin wird im Bett verpflegt, sobald sie die Zähne auseinanderbringt. «Großartig», sagt Herbert begeistert, «also Theo, du hast eine Mutter, ein Juwel, kommt genau im rechten Moment, da mich die Kräfte verlassen. Theos Kleid ist mir eher zu lang, darf ich trotzdem unter die Leute.»

Und ob er unter die Leute kommt. Die Wirtsstube ist voll. Überall vom Berg sind Bauern da und nicht wenige Weibsleute. Sie haben die kühne Fahrt Heinrichs gesehen und wollen nun dem tapferen Retter die Hand schütteln, von ihren Ängsten berichten und auch genau in Augenschein nehmen, wer aus diesem Sturm an Land gebracht wurde. «Ja natürlich dem Brosi sein Herbert», ruft ein Schnauzbärtiger, dem die Brissago schief aus dem Mund ragt, «statt daß er fleißig studiert, und wir bald einen guten, starken Vehtokter bekommen, gondelt er auf dem See herum mit einem so zarten Fräulein.» Und ein anderer kommt herzu, klopft Herbert auf die Schulter und sagt: «Hast sie noch gut an der Stange gehabt, die Jungfer. Ich habe mit dem Feldstecher hinunter geschaut, so gut, wie der Blast auf dem See das zugelassen hat. Mir wäre die glatt abgerutscht, aus und vorbei.»

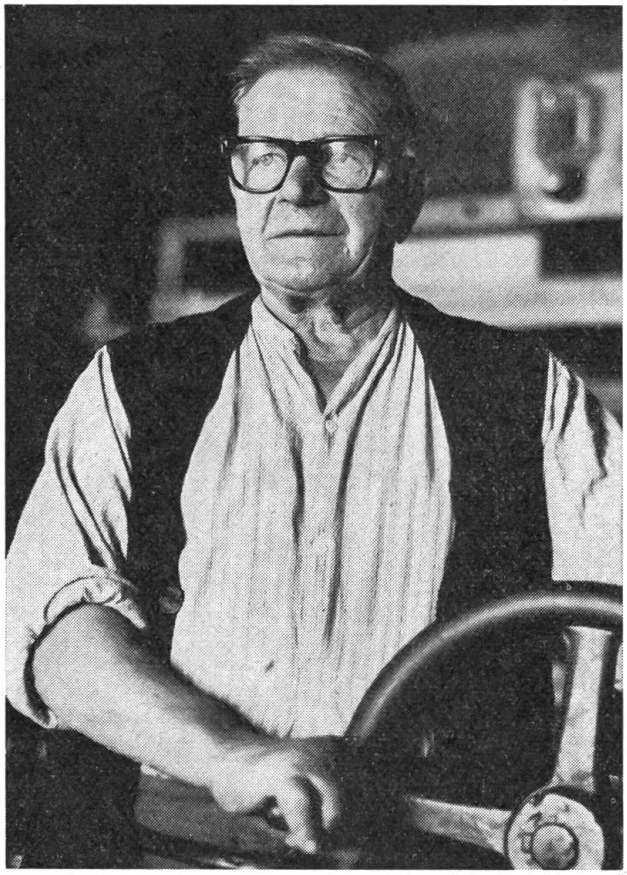


Foto A. Odermatt

Ältere Stanserhornbesucher kennen den Gander-Edy seit über fünfzig Jahren. Den größten Teil dieser Zeit war er Maschinist oben auf dem «Horn».

Was vor kurzer Zeit noch bittere Not und schrecklicher Kampf ums Leben war, wird nun zum Fest. Eine übermütige Stimmung kommt auf. Frau Simone muß Herberts Teller ins Sääli hinüber tragen und ihn aus der Enge der Männer, die ihm näher rücken, ihn beschwatzen und ausfragen, befreien, sonst käme er nicht zu einem rechten Mahl. Dort stellt ihm Regina ein Bouquet Astern auf den Tisch und sagt: «Die Blumen können Sie dann Ihrer Freundin mitgeben, wenn sie aufgefroren und wieder bekleidet ist.» «Herzlichen Dank, Regina», sagt der überraschte junge Mann, «aber wie kommst denn du dazu, mir Sie zu sagen, ich habe dich doch noch in der Schule gesehen, du warst in der ersten Klasse und ich in der dritten Sek.» «Man weiß ja nie», spricht Regina, «bei

den studierten Herren, die habens meist hoch im Kopf.» «Und wenn dein Vater und dein Bruder nicht so verdammt seetüchtig wären und nicht so hilfsbereit, dann läge jetzt der studierte Kopf im Wasser und mausetot», lacht Herbert, «und ohne den Verband von deiner Mutter Hand würde mir das Blut auslaufen, auch kein sehr stolzes Aussehen. Übrigens, wenn ich fragen darf, was macht Heidi?» «So, Heidi heißt sie», sagt Regina, «sie erwacht langsam zum Leben, schwitzt und verlangt sehnsüchtig nach dir. Solltest du nicht ihren Eltern anrufen, damit sie nicht Angst haben.» «Ich glaube kaum», meint er, «die wohnen in Chur und haben keine Ahnung von dem Sturm auf unserem See. Sie ist in Zürich ziemlich alleinstehend.»

«Und du nimmst dich ihrer an», höhnt das Mädchen, «ja, gut versorgt, ist sie bei dir, wie wir heute gesehen haben. Da können die Eltern wirklich beruhigt sein.» «Studiert Philosophie und wird Gymnasiallehrerin», ergänzt Herbert, «steht kurz vor dem Examen. Jammerschade, wenn dein Vater nicht gekommen wäre.» Aus der Wirtsstube ist Frau Simones Stimme zu vernehmen, die energisch und bestimmt befiehlt: «Du kommst mir jetzt nicht in den Tabakrauch hinein. Hast ohnehin einen hartnäckigen Husten. Nach diesem Kampf auf Leben und Tod sollst du dich jetzt ausruhen und pflegen. Ich lasse das nicht zu!»

Vater Heinrichts heiserer Baß wehrt sich dagegen: «Laß gut sein, Mutter, ich bleibe nicht lange. Aber dem Herbert will ich doch noch die Hand schütteln und in die Augen schauen, wie er dran ist», und schon steht er unter der Türe, streckt seine schwielige Hand Herbert entgegen. Der junge Mann ergreift sie mit beiden Händen und dankt ihm mit allen guten Worten, die er nur finden kann und frägt, wie er ihm diese Rettung vergelten könne. «Nichts da», sagt ruhig der breitschulterige Hechtwirt, «von vergelten will ich nichts hören. An unserem See ist der Schwur der Eidgenossen zum Himmel aufgestiegen, wurde der erste Bundesbrief geschrieben und gesiegelt und darin steht, daß jeder dem Nächsten in seiner Not beistehen soll. Das haben wir im Haus immer so gehalten und ändern das nicht. Ich bin glücklich, daß du lebst. Hast ja noch fast das ganze Leben vor Dir. Machs gut, Herbert, jetzt geh ich und ruhe mich aus.»

Mit Schmähworten begrüßt und mit Wein bewirtet.

Spät abends schritt Herbert mit bloßen Füßen durch das Dorf, rechnete nach, was alles in seinem Tschopen im See versunken war, versuchte, die rechten Worte zu finden, um seine Sturmfahrt zu erklären. Er bemühte sich umsonst. Die Nachricht war ihm längst vorausgeeilt.

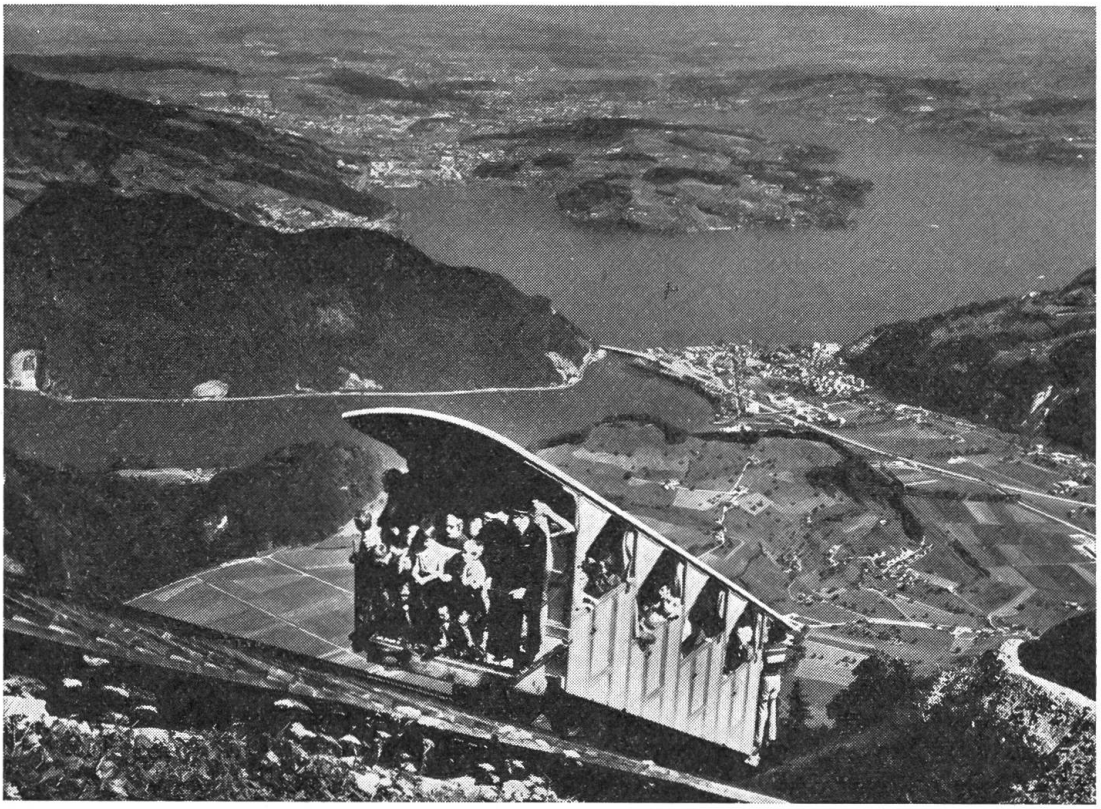
«Du bist doch immer noch der gleiche leichtsinnige Bub», begrüßte ihn die Mutter oben an der Stiege, «gehst schon so lange in die Schule und hast nichts hinzugelernt.» Wohl hatte Regina seine Kleider zum Trocknen aufgehängt und hatte sie noch mit dem Bügeleisen bearbeitet. Aber seine Hosen waren noch feucht. Bedächtig stieg er die Treppe hinauf, dieser Begrüßung entgegen und sagte: «Mußt nicht schimpfen, Mutter. Ein nächstes Mal fahre ich nicht weiter als hundert Meter vom Ufer weg, auch bei blauem Himmel und schönstem Wetter. Ich habe die Nase voll.»

«Der Vater liegt im Bett, hat sich fürchterlich aufgeregt», berichtete die Mutter und schaute ihn im trüben Schein der Lampe von den Füßen angefangen, bis zu seinem verstrubbelten Haaren an. «Ist das alles, was du noch heimbringst?» «Die Jakke, das Geld, die Brieftasche mit allen meinen Terminen und Notizen, sie liegen auf dem Seegrund» sprach er mit betrübter Miene, «Heidi liegt im «Hecht» und schwitzt. Aber ich bin doch wenigstens noch da, Mutter.» Sie ging vor ihm her in die Stube und sagte weinerlich: «Ja, eigentlich müssen wir ja Gott danken für diese glückliche Rettung, und dem Hechtwirt. Aber einen Zorn habe ich doch auf dich. Haben sie mit teurem Geld die vielen Sturmwarnlichter eingerichtet, aber unser Sohn gondelt gemütlich drauf los. Er muß nicht gewarnt werden. Er weiß alles besser. Er ver-

gnügt sich mit seinem Fräulein, bis ihn das Wasser verschluckt.»

Immer noch steht Herbert mitten in der kleinen Stube, schaut den Wänden nach, sieht die Bilder, die krummen Stühle, den abgewetzten Tisch, das Kanapee dessen Überzug, dort wo der Vater meistens sitzt, durchgescheuert ist und den unebenen Boden, der immer glänzt. «Mutter», beginnt er zu reden, «mir ist, als ob mir alles dies wieder neue geschenkt worden sei. Ich bin so glücklich, daß ich noch lebe, bei euch sein kann, hier daheim.»

Im langen Nachthemd, ein rotes Tuch um den Hals gebunden, kommt der Vater aus der Kammertüre, schaut über die Ränder seiner Brille hinaus, zupft an seinem schütteren Bart und lacht. «Und ich erst, wie ich deine Stimme gehört habe. Wie bin ich froh, daß du lebst, leibhaftig vor mir stehst. Ich habe nicht geschlafen. Kein Auge habe ich zugemacht. Bin nur vor den Leuten davon, die ins Haus gekommen sind. Was haben die nicht alles berichtet, du habest den Brustkorb eingedrückt, den Rücken gebrochen. Habe kein Wort geglaubt. Zeig, was hast du unter deiner Stirnbinde.»



Die Liebe zur Stanserhornbahn Foto A. Odermatt

wurde von vielen entdeckt, als es hieß: «Letzte Fahrt». Der Monat August wies die höchste Besucherzahl in allen 82 Betriebsjahren auf. Der letzte Tag brachte wieder einen Rekord, 2800 Passagiere, die noch einmal mit der alten Bahn fahren wollten. Im Frühling wird die neue Bahn fahrbereit sein und unser Stanserhorn bleibt uns erhalten.

«Ist nicht schlimm», meinte Herbert, «zuerst habe ich gemeint, du solltest dies mir mit deiner Ledernadel zunähen, dann bin ich doch auf dem Heimweg beim Doktor vorbei. Der hat den Hick unterirdisch, kosmetisch verstichelt, hat mir versichert, ich könne spätestens an meinem Hochzeitstag mit blanker Stirne vor den Altar stehen.»

Vater setzte sich an sein gewohntes Plätzchen. Möglichst nahe zu Herbert rutschte die Mutter auf die Eckbank. Dann prassel-

ten die Fragen auf den Sohn herein, er mußte den Hergang und Verlauf bis in alle Einzelheiten erklären. «Ihr glaubt nicht, wie stark der Hechtwirt ist und was für ein tollkühner Kerl. Hat mich am Hosengurt erwischt und einem Schlungg über Bord genommen, just bevor die Welle das Boot wieder hochgerissen hat. Ich bin wie ein Mehlsack auf die Heidi geplatscht.» Jetzt erst merkte der Vater, daß es ordentlich kühl war in der Stube, und sein Nachthemd nicht die richtige Bekleidung für einen längeren Bericht. Er suchte seine Hosen und den Lismer, wollte sich aber kein Wort von dem entgehen lassen, was nun von Heidi zu berichten war.

«Wie kommst du überhaupt dazu, mit diesem Fräulein auf den See zu fahren», frug die Mutter, «sagst uns kein Wort, und fremde Leute müssen uns berichten, der Herr Sohn sei mit einem Schätzchen in Seenot.» Also mußte Herbert wieder von vorne beginnen: «Heidi und ich treffen uns meist zum Essen am gleichen Tisch. Hat nur ihr Studium im Kopf, kommt nie an die frische Luft, ist bleich und will möglichst bald ihren Abschluß machen. Ich habe ihr schon oft gesagt, wenn du so weitermachst, dann kannst du nur in einem Sanatorium landen. Ihre Eltern wohnen in Chur hübsch ob dem Rebberg. In der Stinkluft von Zürich wird sie krank. Ich habe ihr schon oft gesagt, sie soll mit mir morgens früh einen Waldlauf machen. Aber dann studiert sie wieder bis Mitternacht und am Morgen kriecht sie nicht aus dem Bett. Auf den See möchte sie. Immer wieder hat sie gefragt, ob ich nicht mit ihr eine Bootsfahrt machen wolle. So hab ich halt endlich den Xaveri gefragt, ob er mir für einen Nachmittag sein Ruderschiffli gebe, bin mit ihr hergefahren und in See gestochen. Ich glaube aber, sie hat an dem einen Mal genug. Ob sie morgen heimfahren kann, weiß ich nicht. Ich werde dann zum »Hecht» hingehen und fragen, wie es ihr geht. Regina hat sie in ihr Bett und zum Schlafen gebracht. Die liegt jetzt dort, auch ohne Geld und Schlüssel. Ihre Handtasche ist natürlich beim Umkippen des Bootes pfeilgrad hinunter.»

«Von der Blasmusik habe ich zum Geburtstag einige Flaschen Rotwein bekommen», sagte der Vater mit erhobenem Finger, «was meinst, Mutter, so ganz ohne Naß, sollten wir heute nicht ins Bett gehen! «Also, da mache ich mit», erklärte die Mutter, «aber du gehst mir nicht mit bloßen Füßen in den Keller», schon sprang sie auf und huschte die Stiege hinab. Mit einem verschmitzten Lächeln sprach der Ambros: «Die kann lange suchen. Ich habe ihn versteckt. Den Wein findet sie nicht, er ist zu gut. Sie ist imstand und braucht ihn zum Kochen, wenn sie kein Geld hat.»

Nach wenigen Augenblicken kam, zum großen Erstaunen, die Flasche Rotwein samt Gläser auf den Tisch und wurde trotz der späten Stunde bis auf den letzten Tropfen in festlicher Stimmung genossen.

Ein Verhör mit Sirup.

Da am andern Morgen Herbert auf seinem Velo durch den Wald fuhr, und den «Hecht» in den Blick bekam, staunte er nicht wenig. Auf dem Parkplatz stand ein Polizeiwagen mit Rot- und Blaulicht. Uniformierte strichen um das Haus herum. Zwischen den Büschen am Eingang stand die Großmutter und nahm ihn mit den Worten in Empfang: «Du, Herbert, du bist an allem schuld. Wenn du nicht solche Sparenzen gemacht hättest, wären nicht alle Leute aus dem Haus und hätten den Kopf verloren.» Verwundert fragte Herbert: «Was ist denn geschehen? Woran bin ich schuld?» «Eben, davon red ich doch», schimpfte die alte Frau, «weil alle am See unten waren, oder aus den Fenstern gestarrt haben, wurde uns der silberne Petrus gestohlen. Jetzt kommt dann gewiß Unglück über unser Haus.»

«Was ist das, der silberne Petrus?» frug er. «Tu jetzt nicht so», fuhr die Großmutter zornig fort, «das Erbstück, das große Kunstwerk ist uns gestern abhanden gekommen. Das muß geschehen sein während der Zeit, da dich Heinrich aus dem Wasser gezogen hat. Sonst habe ich immer auf jeden Tritt gelauscht. Aber du bist ja gewiß noch nie in unserer Stube oben gewesen, bist

überhaupt nie zu uns in die Wirtschaft gekommen und auch dein Vater nicht.»

Mehr als der gestohlene Petrus interessierte den jungen Mann das Fräulein, das mit ihm aus dem Sturm gerettet worden war. Er wollte nach ihr fragen. Aber die Großmutter lief ihm davon und aufgeregt den Polizisten nach. Er schlich in die Küche und suchte dort nach Auskunft. Alles hübsch aufgeräumt, aber kein Mensch weit und breit. Die Treppe heraufkommend, sah er Frau Simone in einer Türe verschwinden, Aufregung im ganzen Haus! In der Wirtsstube fand er Regina beim Gläserspülen und fragte sie nach dem Fräulein. «Sie liegt immer noch in meinem Bett, hat Fieber. Ihre Wangen glühen wie ein Bügeleisen», gab das Mädchen Bescheid, «wenn du meinst, du mußt unbedingt zu ihr, kann ich dich hinaufführen.» Der spitze Ton in ihrer Stimme ließ ihn aufhorchen. «Was heißt unbedingt? Ich möchte nur wissen, wie es ihr geht», meinte Herbert, «schließlich bin ich doch für sie verantwortlich. Offen gestanden, habe ich ein verdammt schlechtes Gewissen, weil ich nicht rechtzeitig auf das Land zu gerudert habe.»

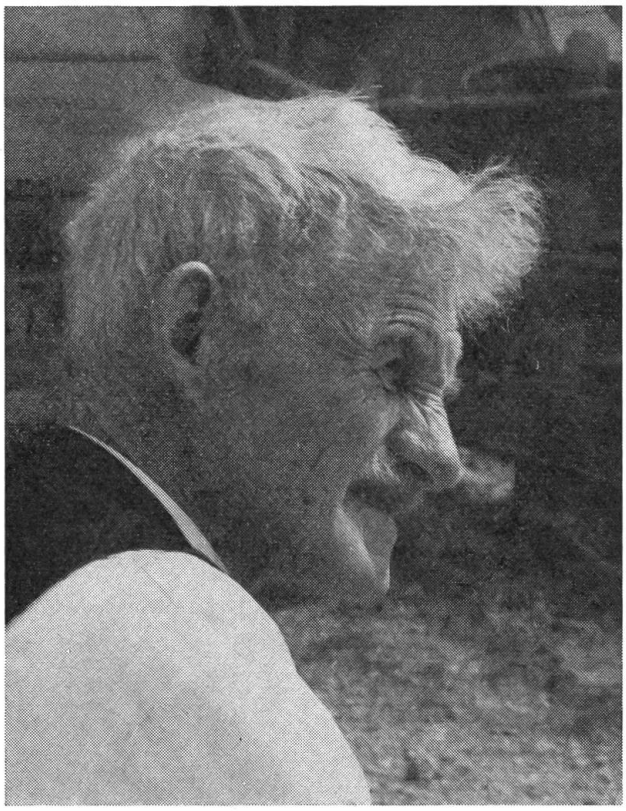


Foto E. Scheuber

Der Schafzuchtbuchführer Alfred Liem beim Schafteilen.

«Also, wenn es nur darum geht, dein Gewissen kann ich beruhigen. Sie will keinen Arzt. Wahrscheinlich schläft sie», sagte Regina freundlicher, «ich habe ihr Tee gebracht, mußte sie wecken. Ist wohl erkältet und kann den Schock nicht überwinden.»

Darauf erkundigte sich der junge Mann, warum denn die Polizei da sei und fragte, ob er ein Gläschen Wermuth haben könne. Flink brachte das Mädchen Flasche und Gläschen, schenkte ein und begann zu berichten, daß die silberne Figur wahrscheinlich während der Sturmfahrt gestohlen worden sei. Der Dieb sei wohl, da sich alle in solcher Aufregung befanden, hinaufgestiegen und entkommen, ohne gehindert zu werden. Nur Iwan sei ihm in die Beine gelaufen. Der Bub habe vor Angst um Theo und den Vater schleunigst auf das Hüsli rennen müssen. Aber wie könne man sich schon auf das Geplapper eines Fünfjährigen verlassen.

Während diesem Gespräch kam ein Polizeimann in die Wirtsstube und zog den so verängstigten Iwan hinter sich her, setzte ihn auf einen Stuhl neben sich und fragte gutmütig und freundlich: «So, Iwan, wie hat der Mann ausgesehen, den du aus dem Haus kommen sahst?» Der Bub schaute auf den Boden, auf seine Hände und schwieg. — Der Polizist mußte seine Frage wiederholen, anders formulieren und versuchen, das Vertrauen des Kleinen zu gewinnen. Endlich sah Iwan auf und rief laut: «Er hatte Turnschuhe an, gelbbraune.»

Regina wollte dem mühsamen Verhör nicht länger zuhören, trat zum Tisch hinüber, nahm Iwan auf die Schoß und strich ihm über die Haare. «Du hast doch gesagt, er habe ein schmales Schnäuzli, eine Brille und neben der Nase eine schwarze Warze, stimmt das?» Iwan nickte. «Magst du einen Sirup, Iwan?» «Au, ja gern», rief er freudig. Er durfte sich selber Sprudelwasser einschenken. Kaum hatte er ein we-

nig getrunken, begann er zu erzählen, wo und wann er ihn getroffen habe, daß er ein Tuch am Arm und eine Mappe getragen, aber kein Wort zu ihm gesagt habe. Er sei dann an ihm vorbei. Er habe ihm nicht nachschauen können, weil er sehr pressant gehabt habe. Auf die Fragen des Polizeimannes gab er nur ungern Bescheid, aber mit Regina plauderte er munter. So beschränkte sich der gestrenge Polizist darauf, möglichst Brauchbares in sein Notizbuch zu schreiben. Mit Wonne schaute und hörte Herbert diesem Reden zu und sah wohl, wie der Bub das zärtliche Streicheln und die freundlichen Worte Reginas genoß.

Plötzlich sprang die Türe auf. Eine schlanke, hochaufgerichtete Frau trat energisch herein und befahl: «Iwan, komm sofort mit mir!» Iwan kuschelte sich eng an das Mädchen an und wehrte sich, da seine Mutter ihn beim Arm anfassen wollte. Mit zorniger Stimme herrschte sie ihn an: «Iwan, wem hast du zu gehorchen, mir oder den Leuten da?» Der Bub rutschte flink zu Boden, kroch unter den Tisch und wollte abschleichen. Der Polizist verwehrte ihm den Weg, nahm ihn bei der Hand und sagte: «Frau Direktor, wir haben hier einen Untersuch vorzunehmen. Ihr kleiner Sohn kann uns vielleicht einen wertvollen Hinweis geben. Gestatten Sie, mein Name ist Baumann.» Derweil machte Iwan einen neuen Versuch davonzukommen. Blitzschnell lief ihm die Mutter nach, riß ihn zurück und stampfte mit dem Fuß: «Wenn Sie ihn ausfragen wollen, dann bitte in meinem Haus und in meiner Gegenwart, aber nicht hier in dieser Wirtschaft!» Faßte den Bub unter den Armen, hob ihn, der sich mit Händen und Füßen wehrte, auf und trug ihn hinaus.

«Lassen Sie ihn gehen», sagte Regina gelassen, «in wenigen Minuten ist er wieder da, und sonst schadet es auch nichts. Er weiß nicht mehr, hätte schon bald angefangen zu fantasieren.» «Warum nur macht sie eine solche Szene», frug der erstaunte Mann. «Oh je», seufzte Regina, erhob sich und trat zum Büffet hinüber, «sie befürchtet ständig, wir reden hier von ihr. Derweil sind wir froh, wenn wir von ihr nichts hören. Nicht alles ist erfreulich.»

«Ich danke Ihnen für Ihre Hilfe, Fräulein Regina», verabschiedete sich der Beamte und ging hinaus. «Mit einem schmalen Schnäuzli und einer Warze neben der Nase», begann Herbert zu reden, «einen solchen Mann habe ich schon irgendwo gesehen. Wenn ich nur wüßte ...» «Sag das nur der Großmutter nicht, daß du einen solchen kennst. Sie läßt dich nicht mehr fort, bis sie dein Gedächtnis durch die Mangel getrieben hat.» Herbert hackte sofort ein: «Hast du Angst, ich bleibe zu lange hier?» «Nicht gerade das», sprach das Mädchen in leichtem Ton, «aber du könntest deinen Besuch bei deinem Fräulein versäumen. Sie wird sich gar arg nach dir sehnen. Ich will einmal schauen, ob sie besuchsfähig ist.» Mit diesen Worten verließ das Mädchen die Wirtsstube. Herbert blieb vor seinem längst geleerten Gläschen sitzen, schaute auf den See hinaus, der jetzt friedlich und blau im Kreis der Berge und waldigen Ufer lag, so lieblich, als ob er nie mehr ins Toben käme.

Er hörte Schritte näher kommen, nicht leichte, beschwingte Mädchenschritte, sah Florian eintreten, der in seiner Ledermontur auf ihn zu kam, an seinem Tisch Platz nahm und fragte: «Schon wieder da?» «Schon wieder, oder immer noch» gab Herbert zurück, zog aus seiner Tasche Pfeife und Tabak hervor und begann zu stopfen. «Du willst wohl deinem Lebensretter danken», fuhr Florian fort, «und trinkst derweil seine Flaschen leer.» «Ich kann ihm nicht genug danken», sagte Herbert bescheiden. «Ist ja Gott versucht», begann Florian wieder, «wie du mit deiner Dulcinea mitten im See, bei dem grausigen Wetter, gefuhrwerkt hast. Einsperren sollte man solche Leute, die andern das Leben in Gefahr bringen. Aber was soll man von einem Schuhnägeler anderes erwarten. Schuster, bleib bei deinem Leisten!» Die Hand auf dem Tisch ballte sich zur Faust. Die Adern an Herberts Hals schwollen an. Da öffnete sich die Türe, und Regina rief: «Herbert komm jetzt!» Diese freundlichen und einladenden Worte verhinderten die

harten Worte, die ihm auf der Zunge lagen und ließen Florian in Wut und Zweifeln zurück.

Eiligen Schrittes ging Regina voran, öffnete die Türe zu ihrem Zimmer und sagte: «Fräulein Heidi, ich bringe Besuch.» Heidis Kopf, wild verstrubbelt, blieb in den Kissen liegen. Schweißperlen auf der Stirne, unruhige Hände auf der Decke, trockene Lippen und müde Augen und dann ein hastiges Reden: «Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich falle den Leuten zur Last und kann nicht aufstehen, schafft mich doch ins Spital. Ich kann auch in meinem Zimmer in Zürich warten, bis das Ärgste vorüber ist.» Langsam schritt Herbert auf das Bett zu, ergriff des Mädchens Handgelenk, als wollte er den Puls befühlen und fragte: «Bist du denn nicht gut versorgt hier?» «Nur zu gut», seufzte Heidi, «alle sind hilfsbereit. Frau Simone ist rührend, Vater Heinrich ist schon dreimal dagewesen, Fräulein Regina wacht über mich, als ob ich ihre Schwester wäre. Aber ich kann doch nicht länger so viele Dienste in Anspruch nehmen.»

«Regina, Regina, die Polizei!» erscholl Mutters Stimme. Das Mädchen verschwand lautlos aus dem Zimmer. Herbert zog einen Stuhl heran und unterbrach das Jammern: «Sei du froh und glücklich, daß du noch atmest, wenn auch etwas rasch. Hättest nirgends einen Ort finden können, wo du mit so viel Liebe aufgenommen würdest. Ich kann ja deinem Vater Bericht geben.» Aber sogleich wurde er unterbrochen. «Nur nicht dem Vater, der meint, ich sitze im Hörsaal oder studiere. Und die Mutter, die würde auf der langen Fahrt hierher verzweifeln und vergehen.» Ruhig sprach Herbert: «Dann wollen wir jetzt abwarten, ob die Zeitung einen Namen nennt, was

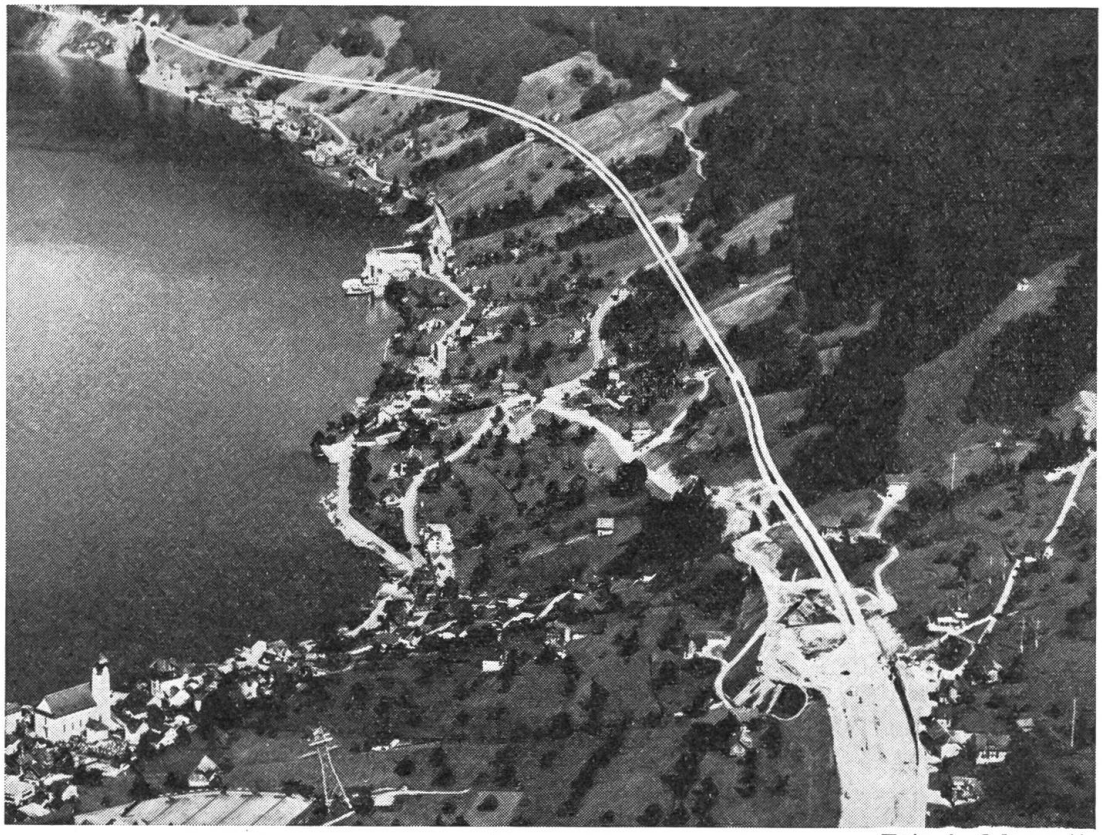


Foto A. Odermatt

Die Autobohn wird von Beckenried bis zu den Tunnels hinter Rütenen
dem Berg entlang geführt. Das Gelände bietet große Schwierigkeiten. Über 3 km liegt in einer Rutschzone.

kaum der Fall sein wird. Vielleicht kannst du in die Ferien heimreisen, ohne daß ein Mensch nur eine Ahnung hat. Später erzählst du dann deinen Kindern, wie sie es nicht machen sollen.» «Nein, also Spaß kann ich jetzt nicht ertragen», protestierte die Kranke, «es muß einfach etwas geschehen. Ich kann diese guten Menschen nicht länger plagen. Ich höre ja, wie alle auf den Beinen sind, hinauf und hinab und ums Haus eilen müssen. Die Polizei ist da. Sag, kann man bestraft werden, wenn man nicht rechtzeitig an Land fährt?»

«Also bitte, mach einen Punkt», lachte Herbert, «diese Frage kann dir nur im Fieber auf die Lippen kommen. Sie sind übrigens sehr trocken. Nimm einen Schluck Tee und deinen Verstand zusammen. Man weiß ja bei studierten Frauenzimmern nie, ob sie ihn unter all dem Gelernten noch finden. Jetzt bleibst du ruhig hier, vielleicht wäre es ratsam, aus Reginas Zimmer in ein Gastzimmer zu übersiedeln. Wenn nicht, freue dich an den schönen Möbeln und Bildern, was du hier siehst, gleicht keineswegs deiner Dachbude in Zürich. Hast gute Luft. Bekommst eine feine Kost, sobald du einen Bissen schlucken magst. Theo kocht dir eine Suppe wie für den Grafen von Burgund, erstklassig. So gutes Essen bekommst du nicht einmal im Baur au Lac. Also . . .» Tränen rannen ihr über die Wangen, da sie fragte: «Ja, meinst du, darf ich einfach hier bleiben?»

Langsam stand er von seinem Stuhl auf, bot ihr die Hand und sagte: «Behüt dich Gott und gute Besserung. Ich komme wieder. Jetzt aber gehe ich hinunter und frage, ob du liegen bleiben darfst. Regina wird dir Bericht geben.»

Von durstigen Pflanzen und Zukunftsplänen.

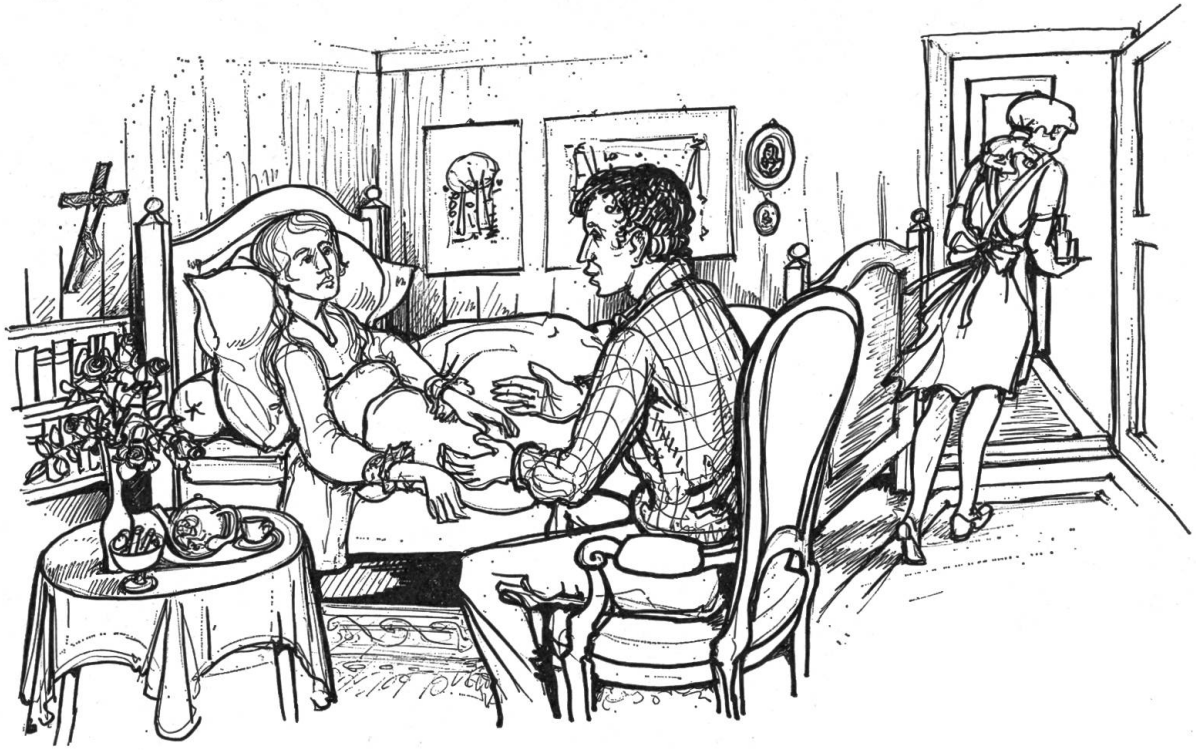
Zur gleichen Zeit stieg in Zürich in einem Haus an der Krähbühlstraße ein Herr die Treppe hinauf und drückte auf die Klingel der Wohnungstüre im obersten Stock. Frau Hartmann öffnete und fragte nach dem Begehren. Der große schlanke Mann nahm höflich den Hut vom Kopf und sprach: «Mein Name ist Derungs. Ich möchte gerne meine Tochter besuchen.» Frau Hartmann grüßte freundlich, ging die paar Schritte zur nächsten Türe, klopfte, drückte auf die Türfalle und sagte mit Bedauern: «Da haben Sie Pech. Sie ist im Augenblick nicht da.» Herr Derungs erkundigte sich, wann sie vermutlich zurückkomme, ob eine Aussicht bestehe, wenn er in ihrem Zimmer warte. «Leider kann ich Ihnen nicht aufmachen. Sie hat den Schlüssel mitgenommen. Wissen Sie, sie besorgt ihr Zimmer allein. Wir sehen sie wenig.» Mit vielen Worten erklärte sie, wie Heidi jeden Abend hinter den Büchern sitze, kaum je Besuch bekomme, mittags auswärts esse und am Abend mit Früchten und Rohkost auskomme. Die buschigen Augenbrauen hoben und senkten sich, während Herr Derungs den Redestrom unterbrach: «Frau Hartmann, ich danke Ihnen für die Auskunft. Ich bin an einem Kongreß drei Tage hier. Ich werde Ihnen anrufen und komme wieder.» Damit verabschiedete er sich und schritt würdig die Stiege hinab.

Anderntags kam Herr Derungs wieder zur Wohnung herauf, läutete aber nicht an der Wohnungstüre, sondern klopfte nebenan. Diesmal bekam er Antwort, hörte aber nicht die Stimme seiner Tochter. Ein kräftiger Baß rief: «Herein!» Da er eintrat, bot sich ihm ein merkwürdiges Bild. Ein junger Mann stand mit einer Gießkanne in der Hand mitten im Zimmer, Schranktüren und Schubladen offen. Auf dem Bettüberwurf lag eine Windjacke, nachlässig hingeworfen und daneben ein offener Koffer, halb gefüllt mit Damenkleidern und -Wäsche. «Guten Tag, Sie wünschen?» fragte dieser. Etwas verdutzt sprach Herr Derungs: «Bin ich hier richtig? Ich wollte meine Tochter Heidi besuchen.» Einen Augenblick starrten sich die beiden Männer an, der Junge mit offenem Blick, der ältere mit finsterer Miene und vom Treppensteigen noch etwas außer Atem.

«Bitte nehmen Sie Platz», deutete der Junge auf den einzigen Stuhl, «Sie finden die Situation etwas komisch, nicht wahr? Ich auch. Ich soll dem Fräulein Kleider

einpacken und auf die Post bringen und weiß kaum, was alles dazugehört. Noch viel weniger, wo sie das Zeug überall versteckt hat.» Herr Derungs lehnte sich in seinem Stuhl zurück, setzte seine autoritäre Miene auf und gab zu verstehen: «Wie kommen Sie dazu? Was soll das eigentlich? Ich muß Sie schon bitten, mir zu sagen, woher Sie sich das Recht herausnehmen, hier, in das Zimmer meiner Tochter eigenmächtig einzudringen.»

Jacke in die Ecke, setzte sich auf den Bettrand, schwieg eine Weile, als wollte er sich überlegen, ob er sich mit geschickten Ausreden aus der Klemme ziehen könne. Dann aber begegnete er dem zornigen Blick tapfer und sprach: «Ihre Tochter, Herr Derungs, ist erkältet, hat Fieber und ist auf dem besten Weg zur Genesung, braucht aber dringlich Kleider, weil ihr Rock zerrissen ist. Sie ist in bester Pflege in einem Haus am Vierwaldstättersee. Und weil ich



«Also bitte, mach einen Punkt», sagte Herbert, «eine solche Frage kann dir nur im Fieber auf die Lippe kommen.»

Während der junge Mann ein Papier suchte, dieses auf den Schreibtisch legte und sorgfältig die Gießkanne darauf stellte, sagte er: «Mein Name ist Herbert. Ich bin Student an der Uni, Veterinär. Und muß Ihnen gleich schon jetzt bekannt geben, daß durch Ihr Erscheinen die Sache sehr kompliziert wird. Ich muß Sie auch bitten, zur Schonung Ihrer Tochter, vorläufig von unserem Zusammentreffen kein Wort verlauten zu lassen.» Mit blitzenden Augen und voll Entrüstung rief Herr Derungs: «Das ist ja unerhört, eine Anmassung sondergleichen!» Herbert schob den Koffer auf dem Bett zur Seite, warf seine

bei dem Mißgeschick dabei war, hat sie mir den Schlüssel gegeben, ich soll ihr das Notwendige schicken. Dabei habe ich gesehen, daß ihre Blumen Wasser brauchen. Darum haben Sie mich erwischt, sonst wäre ich vielleicht schon wieder verschwunden gewesen.»

Herr Derungs, von Beruf Gymnasiallehrer in der ehrwürdigen Bischofsstadt Chur, war gewohnt, auf seine Fragen gründliche und ausführliche Antworten zu erhalten. Herbert mußte also bis in alle Einzelheiten den Verlauf aller Ereignisse berichten, wurde immer wieder mit Fragen unterbrochen, mußte zurückgreifen

bis zu den ersten Begegnungen bei den gemeinsamen Mittagessen und bis zu seinem Abschied von Heidi in Reginas Zimmer. Während dieser ergiebigen Erzählung heiterte sich des gestrengen Professors Miene zusehends auf. «Leider kann ich jetzt nicht sogleich zu ihr hinfahren», erklärte Herr Derungs, «denn ich bin an das Programm des Kongresses gebunden. Kann ich Heidi telefonieren?» «Die Verbindung kann ohne Schwierigkeiten hergestellt werden, sie hat das Telefon im Zimmer», bemerkte Herbert, «aber ich würde Ihnen lieber abraten. Ein Schock ist schon zu viel für ihre zarte Konstitution.»

Während diesen Worten erhob sich Herbert, griff nach der Gießkanne und trat zu den Blumen am Fenster. «Und Sie», hörte er den Besucher sprechen, «haben Sie Zukunftspläne?» Eifrig bemüht, zwischen den Blättern hindurch, der trockenen Erde in den Töpfen Wasser zufließen zu lassen, antwortete er: «Wenn ich mein Studium abgeschlossen habe, das dürfte nicht mehr all zu lange dauern, dann fahre ich nach Afrika. Ich habe jetzt schon ein Angebot vom Zürcher-Zoo als Tierarzt-Assistent. Ich will mich auf exotische Tiere spezialisieren.» «Für längere Zeit nach Afrika?» stellte Herr Derungs die Frage. «Zwei, drei Jahre oder vielleicht noch nach Südamerika», meinte Herbert. Dann schaute Herr Derungs erschrocken auf seine Uhr, erhob sich und nahm Abschied: «Leider muß ich mich beeilen. Ich danke Ihnen für alles, was Sie meiner Tochter geholfen haben. Herbert, ich überlasse es Ihnen, ob Sie ihr von unserer Begegnung berichten wollen. Ich werde vorläufig darüber schweigen. Auch meiner Frau sage ich davon kein Wort. Wenn alles gut geht, werde ich sie vor dieser Aufregung verschonen.» Der Händedruck war kräftiger, als Herbert erwartet hatte. Und die letzten Worte wurden mit Wärme ausgesprochen.

Ein feines Essen für die Segler und eine Schweinswurst für Florian.

Wie auch oft viele gemächliche Tage aufeinander folgten. Im Herbst, da die Berge mit Neuschnee auf den hohen Gipfeln, die Wälder in ihrem Prunkgewand um den See in klarer Luft eine herrliche Ansicht boten, fanden viele Gäste den Weg zum abgeschiedenen «Hecht» oder blies sie ein kühler Wind herzu, der die bunten Segel blähte.

Herren aus der Stadt mit Jollen und Jachten steuerten ihre Schiffe in den Hafen, kamen mit gutem Appetit, kannten die gute Küche, lobten die Speisen und rühmten den Wein, der im kühlen Keller des alten Gasthauses zu edler Reife gedieh. Eine muntere Gesellschaft, Damen und Herren, kam an einem Sonntag und füllte die Wirtsstube mit frohem Geplauder, während im Sääli die Tische gedeckt wurden. Frau Simone kredenzte den Weißwein. Regina eilte beschwingten Schrittes zu den Tischen. Auch Vater Heinrich stellte sich an den Ausschank, um zu helfen. Ein Herr, dessen hervorragende Rundungen wenig sportliche Betätigung vermuten ließen, trat zu ihm hin und sagte: «Sie sind wohl der Patron. Ich bin der Vater von Alex, den Sie seinerzeit nicht heimfahren ließen. Meine Hochachtung!» Die beiden Männer schüttelten sich kräftig die Hand. «Wissen Sie», begann Heinrich, «der Bootshafen gehört zu meinem Besitz. Dort gilt auch mein Hausrecht, da muß Ordnung sein. Wenn einer Dummheiten machen will, nehme ich ihn am Ohr, auch wenn er Bundesrat ist.»

«Sie hätten ihm auch noch die Hosen versohlen können auf meine Rechnung», lachte der Dicke, «unsereins ist für solche Turnübungen nicht mehr so recht geeignet. Ist wohl ziemlich kleinlaut zurückgekommen, he! Ich habe ihm gesagt, hast du das Boot schon heimlich auslaufen lassen, sollst du es auch wieder zurückholen.» «Mir schien es eher, es sei für ihn zuhause noch glimpflich abgelaufen», meinte Heinrich, «er hat ja dann auch noch Fotographien gemacht und mir Abzüge versprochen . . .» «Margrith, Margrith» rief der umfängliche Herr über die Köpfe hinweg, «hast du die Bilder vom heiligen Petrus mitgenommen?» Und zu Heinrich gewandt, fuhr er fort: «Ja, der Junge war ja ganz besessen

von der silbernen Figur, übrigens meine Frau auch, die möchte unbedingt diesen Patron sehen.»

Die Frau am Tisch nahm aus ihrer Handtasche einen Briefumschlag und brachte sieben verschiedene Aufnahmen, die das Kunstwerk von allen Seiten zeigten. Heinrich nahm sie in die Hand, ging mit ihnen ans Fenster, um sie genau zu betrachten. Frau Simone kam herzu und Regina und schauten mit Wehmut auf die Bilder. «Ich danke Ihnen», sagte Heinrich, «zu unserem großen Bedauern kann ich Ihnen das Original nicht mehr zeigen. — Der Heilige ist uns gestohlen worden. Nun haben wir doch wenigstens Bilder von ihm. Auch für die Polizei kann dies eine Hilfe sein.»

Nun wendete sich das Interesse und Gespräch diesem Diebstahl zu. Helle Entrüstung und hitzige Worte erfüllten den Raum. Sobald aber der Duft einer kräftigen Suppe in die Nasen stieg, beruhigte sich die Gemütsbewegung, und fanden die Gäste in kleinen Gruppen ihren Platz an den blumengeschmückten Tischen.

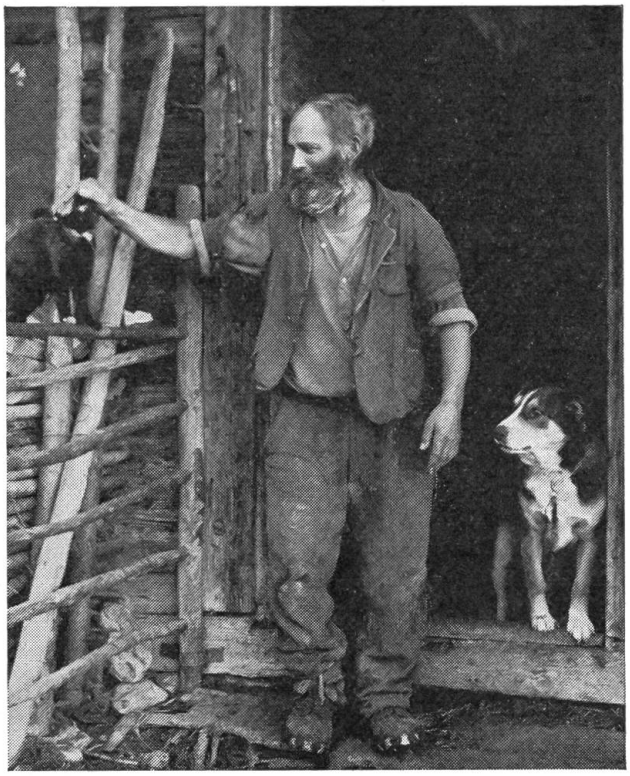


Foto A. Odermatt

«Guete Morged!»

Zu einer frohen Tafel, zu feingewürzten Speisen und edlen Weinen gehört auch sorgfältige und aufmerksame Bedienung. Frau Simone in großgeblumtem Kleid mit goldener Kette um den Hals und Fräulein Regina in weißer Schürze sorgten dafür. Die Mutter war eine Meisterin, die jeden Wunsch erspähte, sich elegant und anmutig zwischen den Tischen bewegte. Und Regina stand ihr nicht nach. Behenden Schrittes durcheilte sie die Wirtsstube, kam mit Platten und Zutaten und trug sie ins Sääli. Die blonden Haare wippten, die Wangen erhitzt, war sie nicht eben erfreut, da sie plötzlich Florians Stimme hörte, der einen Zweier Roten bestellte und sich breitbeinig an den Tisch setzte. Mit einem kurzen Nicken eilte sie an ihm vorbei.

Da sie wiederkam, sagte er: «Renn doch nicht so. Ich habe Geduld, kann warten.» «Ich komm ja», rief sie zurück. Aber damit war sie schon wieder aus der Türe. Theo rollte einen Servierboy mit brennendem Feuer durch die Stube. Hinter ihm brachte Frau Simone Dessertteller, dann erst fand Regina Zeit, ein Glas und den Wein vor Florian hinzustellen. «Zum Wohl, du siehst, wir haben Hochbetrieb», ohne auf seine Worte zu achten, hüpfte sie davon. — Florians Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Teller wurden hinausgetragen und gefahren. — Kannen, Kännchen und Tassen für den schwarzen Kaffee wanderten an seinen Augen vorbei. Der blaue Rauch von Zigaretten und Cigarren drang in die Wirtsstube. Und wieder brachte Frau Simone bauchige, verstaubte Flaschen und Gläser dazu. Lachende, helle Stimmen und derbe Witze vermochten den einsamen Gast nicht zu erheitern. Sein Glas war längst leer, da im Sääli die Stühle gerückt wurden, die Gesellschaft aufzubrechen begann. Mit schönen Worten, mit Tuscheln und Danken, mit Loben und Rühmen Abschied nahmen, und der Reihe nach vor seinen Augen vorbeidefilierten. Dann erst vollzog sich die Begleitung zum Hafen, das Einsteigen und Segelrichten, Losbinden und Ausfahren, das Winken und Schwenken. Und wie sollte,

endlich zurückgekommen, Regina Zeit finden, sich an Florians Tisch zu setzen, da doch aufgeräumt und abgetragen und überall Ordnung geschafft werden mußte.

Zum großen Ärger kamen noch Jasser und Fischer herein, wollten auch bedient sein, nahmen an Florians Tisch Platz, begannen mit Sticheln und Necken. Kein Wunder, daß der junge Mann wieder und wieder einen Zweier bestellte und die leere Zigarrenschachtel wütend unter den Tisch warf. Jäger sind sich gewohnt zu warten, ihre Geduld ist trainiert und erprobt. Florian blieb auf seinem Stuhl, bis die Jasser zum Nachtessen heimgehen wollten, bis er wieder allein in der Stube saß. Allerdings hatte sich inzwischen sein Kopf gerötet und seine Laune verschlechtert.

Da Regina endlich in die Nähe kam, fragte er: «Hast du für mich auch noch eine Minute Zeit?» «Du hast ja auch eine Wirtschaft daheim», gab das Mädchen zurück, «du weißt ja, wie das geht. Jetzt muß ich aufräumen und das Nachtessen für uns auftischen.» «Und ich soll warten bis nachher, bis die Abendhöckeler kommen», sagte er unwirsch. Regina setzte sich ihm gegenüber, legte die Arme auf den Tisch, schaute ihm in die Augen und sprach: «Wenn ich dir einen guten Rat geben kann, Florian, sollst du jetzt etwas essen. In diesem Zustand darfst du nicht mit dem Wagen fahren.» «Du willst sagen, ich sei besoffen?» fauchte er sie an, «bring mir noch einen halben Liter oder zwei, dann kannst du zuschauen, wie ich den Bergweg hinaufsause.» «Nicht einen Tropfen Wein, Florian, aber eine heiße Schweinswurst kannst du haben und ein Sprudelwasser, das spendier ich dir.»

Florian stützte seine Elbogen auf, lehnte sich über den Tisch und begann mit verhaltener Wut zu reden: «Ich will nicht Wurst noch Brot und Wasser erst recht nicht. Du hast für alle Zeit, die über den See kommen, gute Worte und ein Lächeln für jeden. Ich kann den ganzen Tag blöd in der Ecke sitzen und warten. Ich wollte dich heute mitnehmen, hinauf ins Stockegg. Was ist daraus geworden? Bald kommt der Winter, für uns die gute Zeit, Skifahrer und Sportsleute, ein Tumult an jedem Sonnentag. Wir haben kein Personal, die Mutter ist krank, der Vater hat Schmerzen im Rücken.» «Und du gehst auf die Jagd», sagte Regina gelassen. Der junge Mann wurde bleich, suchte nach Worten und ließ damit dem Mädchen Zeit, sich zu erheben und ruhig aus der Stube zu gehen.

Auf festlicher Nauenfahrt mit Musik und Gesang.

Der Winter zog ins Land. Der See zeigte oft eine graue Fläche blank, wie eine Stahlplatte, dann wieder wurde er von bissigen Winden aufgewühlt. Weißer Schaum tanzte auf den Wellen, die dumpf und unermüdlich an die Mauern schlugen. Kahl standen die Bäume am Ufer. Der Sturm riß ihnen die kranken Äste aus den Kronen, fegte das dürre Laub ins Wasser.

Frau Simone konnte diese kalte Jahreszeit und das Fehlen der Gäste nur schwer ertragen, zumal ihre Tochter für Monate nach Italien verreist war und Theo aushilfsweise in der Stadt arbeitete. In diesen Wochen aber entwickelte die Großmutter eine erstaunliche Tätigkeit. Sie war öfters in der Wirtsstube zu sehen, nahm sich der Gäste an und geisterte in der Küche herum, wollte für die ganze Familie kochen, ihren alten währschaften Rezepten wieder Geltung verschaffen. Vater Heinrich wechselte sein Handwerk fast jeden Tag, wurde Schreiner, Maler, Maurer und Dachdecker, bis ihm der Wind die Ziegel aus den Händen riß. Ihm war der Winter gerade recht, um alle Schäden auszubessern, das Haus wieder Schmuck und blank herzurichten.

Für ihn ging der Winter nur zu schnell vorbei, mußten doch noch alle Gartenstühle frisch gestrichen, der Platz für die Gäste unter den alten Kastanienbäumen ausgeebnet werden. Arbeit übergenug!

Mit den ersten warmen Frühlingstagen kam wieder Betrieb in den «Hecht», kam auch Regina von Florenz zurück und parlierte nun ganz nett in drei Sprachen.

An einem Sonntag im April kam der erste große Ansturm. Die Blasmusik hatte

sich für ihr Jubiläum ein originelles Programm vorgenommen. Gegen Abend ein Konzert auf dem Dorfplatz, wobei die Frauen der Musikanten festlich gekleidet mit dabei waren. Dann einen flotten Marsch bis zur Schifflände, Einstieg in den Nauen, eine musikalische Kreuzfahrt auf dem See dem Dorf entlang und weiter um die bewaldete Landzunge bis zum «Hecht».

Die Einfahrt in den Hafen mit Pauken und Trompeten, die blitzenden Instrumente in den letzten Strahlen der Abendsonne erfreuten Aug und Ohr. In froher Stimmung stiegen die uniformierten Mannen an Land, trippelten die Frauen über den schmalen Steg, kicherten die Ehrendamen, da sie von starken Armen gehalten und emporgehoben wurden. Eine frohe bunte Gesellschaft, die über den Rasen und den bekiesten Weg auf das Haus zuschritten, wo ein währschaftes Abendessen und auch ein wohlverdienter Trunk ihrer wartete.

Vor dem Eintritt ins Haus gruppierte sich die Neunermusik zu einem lüpfigen Ländler. Wie staunte Regina, da sie dabei auch Herbert neben seinem Vater spielen sah. Der bunte Uniformrock schien ihm zu eng zu sein und die Mütze zu klein, aber die Töne und Triller aus seiner Klarinette stiegen trotzdem lustig in die Luft.

Eine frohe Gesellschaft mit Ehrendamen kam auf das Haus zu.

Allem voraus ein Bier für die trockenen Kehlen, ein Glas Weißwein für die Frauen und Töchter, um den Appetit und die Redelust anzuregen. Wenig Platz zwischen Tischen und Stühlen, wenig Luft in der niederen Stube, aber was kümmert das schon die Musikanten, wenn sich ein fröhliches Fest entfaltet, und der Duft einer zünftigen Schlachtplatte aus der Küche steigt. Warme Teller stehen auf den Tischen. Große Schüsseln werden hereingetragen, jeder kann sich aus der dampfenden Suppe selbst herausfischen, was er sich vom Rind und Schwein, an Speck und

Wurst am liebsten auf den Teller legt. Selbstverständlich sind viele Frauen bereit, ihren Hunger noch etwas zu zähmen, mitzuhelfen und herzuschleppen, damit ihre Männer recht bald zugreifen können.

Die Frau des Schumachers bindet ihrem Ambros die Serviette um den Hals. Nun liegt der graudurchwirkte, schüttere Bart recht dekorativ auf dem weißen Tuch, und die Zöpfe des Knotens ragen beidseits über den Uniformkragen hinaus. Welch vergnügliches Essen Arm an Arm, von allem übergenug vorhanden. Rotwein kommt auf den Tisch, hellschillernder Bündnerwein kitzelt auf der Zunge und macht die Frauen gesprächig, rötet die Gesichter bis zu den Haarwurzeln hinauf. Und schon wird das Dessert hergerichtet und bereitgestellt, Fruchtsalat mit einem hohen Schopf aus geschlagenem Rahm, so umfänglich, als ob noch diese Nacht alle Nähte der Uniformen platzen sollten.

Händeschüttelnd geht Heinrich von Tisch zu Tisch, um die Musikanten zu begrüßen. Ambros sagt ihm: «Was hättest du mit soviel Fleisch gemacht, wenn wir nicht gekommen wären. Du glaubst es nicht, aber beinahe wäre das ganze Fest ins Wasser gefallen, Edi, der zweite Klarinettist hat gestern das Bein gebrochen und liegt im Gips. Wenn ich nicht Herbert herbeigepfiffen hätte, er kam extra von Zürich, wäre das Konzert aufgeflogen, glatt geplatzt! Und was er kann, der Herbert, das wirst du jetzt hören!»

Tatsächlich, in der Ecke, beim alten schönen Buffet springt Herbert auf einen Stuhl. Ohne Noten spielt er lustige Tänze, die das Herz zum Lachen bringen und den Frauen in die Beine fahren. Rings um ihn wandern die weißen Hüte aus Schlagrahm zu den Tischen, steigen schon aus Pfeifen und Stumpen Räuchlein auf, sind frohe heitere Gesichter zu sehen, und auch kritische Blicke, die jeden Griff des Spielers verfolgen. Immer lustiger werden die Melodien. Sein Repertoire scheint unerschöpflich zu sein. Regina drängt sich an den behaglich lauschenden Frauen vorbei, setzt ein Gläschen vor Ambros hin, schenkt ihm einen alten Cognac ein und sagt: «Das ist ein extrafeiner Schluck, zum Dank, daß Ihr das Fest gerettet und Euern Herbert habt kommen lassen.» «Prima», ruft Ambros, «Rettung gegen Rettung. Jetzt sind wir quitt.»

Der See bleibt ruhig. Der Abend ist mild. Einige Frauen suchen den Weg ins Freie, schlüpfen in ihre Mäntel, suchen sich einen Stuhl unter dem Dach der jungen Blätter. Die große Beleuchtung wird eingeschaltet, die den Platz weitum in hellen Tag verwandelt. Schon bilden einige Musikanten einen Kreis, spielt die Neunermusik zum Abschied ihre besten Stücke. Dann ertönt vom Nauen her das Nebelhorn, das Zeichen zur Abfahrt. Ohne Hast schlendern sie zum See hinab. Aus allen Büschen und Verstecken kommen sie her. Der Hornist kann sich heiser blasen, bis alle beisammen sind, im Nauen, auf den bekränzten Bänken sitzen, der Maschinist endlich den Motor in Gang bringen kann. Tog, tog, tog fährt das Schiff aus dem Hafen, wendet und dreht gegen das Dorf zu. Rufen, Singen und Winken mit Fähnchen und Tüchern bis die dahingleitenden Lichter hinter den Bäumen des Waldes verschwinden. Auch der treubesorgte Ambros hat nicht bemerkt, daß sein Sohn zurückgeblieben ist.

Dieser steht, eine Schürze um die Uniformhose gebunden, in der Küche als Tellerwäscher. Dann trägt er Harassen mit leeren Flaschen in die alte Fischerhütte hinüber und greift zu, wo er helfen kann. «Warum bist du nicht mit den andern weggefahren», frägt Regina. «Weißt du», flüstert er geheimnisvoll, «Ihr habt so viel zu tun. Und ich, ich habe noch so viel Dank abzutragen, will jetzt jede Gelegenheit nutzen.» «Aber du mußt doch morgen früh wieder in Zürich sein, hat mir deine Mutter gesagt.» «Mein Freund, der mich im Auto hergebracht hat», sagt Herbert, «wartet mir im Dorf. Wir sind bald in Zürich.» «Mir kanns recht sein», lacht Regina und hält das ausgeriebene Glas gegen das Licht.

Und wie sehr es ihr recht ist, das wird erst offenbar, da die Küche aufgeräumt, die Gebinde versorgt sind und Mutter im

Mellingen an der Reuß.

Hier bettet sich der Fluß ruhig, fast majestätisch in die Landschaft, kurz bevor er sich mit der Aare vereinigt.

Bett liegt, der Vater seinen Kontrollgang bei den Booten im Hafen macht und schaut, daß alles gut belegt ist und kein Mast beim Schwanken den andern trifft. Theo sitzt vor seinem Glas Bier in der Stube.

Zu dieser Zeit sitzen Herbert und Regina an einem Tischchen im längst verdunkelten Garten. Ihre Worte werden so leise gesprochen, daß kein Mensch sie vernehmen kann. Auch nicht die Großmutter, die noch in ihrem Zimmer herumgeistert. Worte, die schon in Briefen über den Gotthard nach Florenz, oder von dort zurück nach Zürich gewandert sind. Von Sehnsucht, die während vielen Wochen immer stärker alles Sinnen gefangen nahm. Von Zuneigung, die ganz unvermutet das Herz ergriffen hat. Von Liebe, der keine Gewalt befehlen, kein vernünftiges Überlegen beikommen kann.

Sich wehren gegen die starken Arme des jungen Mannes, die, wenn auch zögernd und zärtlich, das Mädchen umschließen. Ob es sich befreien und weggehen will? Sie wissen es nicht. Keine Worte, alle sind zu schwach, um zu beschreiben, wie ein Herz das andere findet, jeder Pulsschlag ein Jubel, jeder Atemzug ein Freudenstrom wird. Alles, was die Nacht verbirgt, ist vergessen und verloren und ist doch im Inhalt des zitternden Glücks enthalten. Alle guten Geister versammeln sich, um diese aufgebrochene Glückseligkeit zu behüten.

Blut auf dem Liebesbrief.

Der Briefträger kam am andern Morgen mit der Post und reichte die Zeitung und die Briefschaften durch das Küchenfenster hinein. «He, Theo, sammelst du in letzter Zeit Briefmarken? Die Mamsell klebt dir immer so schöne Marken drauf.» «Nein, nicht daß ich wüßte» meinte Theo, nahm die Post ab und schaute auf den Briefumschlag, der obenauf lag. «Die sind dazu noch so hübsch gestempelt, sieht man selten und die sind neu», sagte der Briefträger und steckt den Kopf zum Fenster hinein, «jetzt kommen die Franzosen doch auch auf die Idee, neue Serien herauszugeben.» «Sammelst du», frug Theo, «wenn du willst, kannst du sie gleich mitnehmen.» Der Briefträger schaute mit begehrlichen Augen auf den blauen Brief. «Ja, wenn es dir nichts ausmacht. Ich hätte schon Freude daran. Weißt Theo, ich bringe dir dafür wieder und noch mehr solche Briefe.»

Theo griff nach dem Tranchiermesser und säbelte an dem Briefumschlag herum. Im gleichen Augenblick ging die Küchentüre auf. Der Luftzug schlug das Fenster zu und just dabei noch an Theos Ellbogen. Das Messer glitt blitzschnell in Theos Hand und schon floß das Blut über die Marken und den Brief.

«Verflucht und zugenäht», rief der Briefträger, «warte, ich komme», und rannte um die Hausecke herum. Aber Regina, die eben eingetreten war, sprang herbei, besah sich die Wunde, griff nach einem sauberen Tuch und versuchte, das Blut zu stillen. «Theo, wenn du nicht sofort zum Arzt gehst, kannst du die halbe Hand und die vorderen Finger in den See werfen. Komm sofort hinauf und halte die Hand hoch. Mutter wird dir verbinden. Ich telefoniere geschwind und hole den Wagen.»

Ohne Marken und sehr geknickt schritt der Briefträger von dannen. Frau Simone nahm sich des Verletzten an, hörte, wie Regina dem Doktor telefonierte und wie sie hinauf und hinunter trabte, wie die Garagetüre aufgestossen wurde und der Wagen vorfuhr. «So ein Esel», schimpfte Theo, «drei Dutzend Messer liegen in der Küche. Ausgerechnet mit dem Tranchiermesser mußte ich die Marken herausschneiden, ich Hornochse.» «Ist auch begreiflich», flüsterte die Mutter, indem sie geschickt den Verbandstoff umlegte, «wolltest eben, ohne eine Sekunde zu verlieren, mit Lesen anfangen. Unmöglich, eine Schublade aufzuziehen und eine Schere herauszunehmen. Damit wäre doch wertvolle Zeit verstrichen.»

Lächelnd hörte Theo den Worten seiner Mutter zu, wußte genau, wie gerne sie mehr von seinen Briefen erfahren würde. War froh, daß seine Schwester in die Stube stürmte und meldete, der Wagen sei bereit.

Auf der Fahrt ins Dorf erklärte das Mädchen: «Ich fahre dich vor das Doktorhaus, dann muß ich schnell zum Schuhmacher. Wenn ich nicht rechtzeitig zurückkomme, dann kommst du zu Fuß zu Ambros, falls du bis dann nicht zu viel Blut verloren hast.» Denn trotz der Aufregung über den Unfall hatte Regina nicht versäumt, zwei Pakete ins Auto zu legen.

Im Wartezimmer des Arztes saßen Menschen verschiedener Formate und beiderlei Geschlechts. Demnach mußte sich Regina nicht allzu sehr beeilen.

Fröhlichen Angesichts trat sie bei Schuhmacher Ambros in die Werkstatt, legte das längliche Paket auf den Werktisch, zog aus einer Tragtasche ihre Schuhe hervor und bat gar freundlich, der Meister möge sich dieser durchgetanzten Sohle annehmen. Dieser nahm die Schuhe in die Hand, besah sich den Schaden durch die Brille, die ihm tief auf der Nase saß und sagte: «Ist mir ein Vergnügen, Regina, diese wieder pickfein instand zu stellen. Weißt du, heutigentags werfen die jungen Mädchen ihre Schuhe schon beim ersten Rümpfchen in den Bach und kaufen neue. Wenn nicht alle Schuhmacher ringsum ihre Bude zugemacht hätten, wäre ich schon längst Konkurs. Eine traurige Zeit für unseren Beruf. Aber schau, ich habe die Werkstatt voll. Auch du mußt zwei Wochen warten, bis du wieder tanzen kannst.»

Mutter Anna kam herein, auch eine Werkschurz umgebunden, setzte sich auf

den niederen Hocker und nahm einen Schuh in die Hand. Das Mädchen griff nach dem Paket auf dem Tisch, nestelte die Schnur auf, tat geheimnisvoll und brachte ein Klarinett zum Vorschein. «Euer Herr Sohn hat uns gestern abend noch bis tief in die Nacht hinein geholfen und dann in der eiligen Abreise dieses edle Instrument vergessen, auf dem er so wundervoll zu spielen versteht.» Ambros schaute über seine Brillengläser hinaus und schüttelte den Kopf. «Nein, das muß ihm einer versteckt haben», rief die Mutter, «sein Klarinett, das hütet er doch wie einen Herzkäfer. Das ist noch nie vorgekommen.» Dann begann sie ihren Sohn zu rühmen, wie er mit allem sorgfältig umgehe, überall peinlich Ordnung halte. Und Ambros sekundierte ihr mit seinem Lob: «Ich sage dir, Regina, der hätte ein Schuhmacher werden können, bis in die Stadt wäre er bekannt geworden, die feinen Damen wären zu ihm gekommen, scharenweise. Aber er hatte schon als Bub immer die Tiere im Kopf, Hasen, Katzen, Hunde, Meerschweinchen, sogar Schlangen hat er heimgebracht. Sind wir am Sonntag in den Wald gegangen, ist er vor einem Ameisenhaufen in die Knie gegangen und hocken geblieben. Wenn wir nach zwei Stunden zurückgekommen sind, war er immer noch da und ganz verzaubert. Wir hätten ihm ja das Studium nicht bezahlen können, wenn nicht Tante Lisbeth geholfen hätte.

Das Mädchen bat den Schumacher, er möge sich dieser durchtanzten Sohlen annehmen.

Die hat Geld, ist ihr Leben lang bei feinen Herrschaften im Ausland in Diensten gewesen und hat uns gepredigt, es wäre ein Verbrechen, dieses Talent verkümmern zu lassen.»

«Und jetzt, was haben wir davon», unterbrach die Mutter die schönen Worte ihres Mannes, «und jetzt, wenn er sein Studium abgeschlossen hat, geht er nach Afrika!» «Was», wie ein Pfeil schoß dieses Wort aus Reginas Mund hervor. «Jawohl, nach Afrika für viele Jahre», sagte die Mutter und nickte mit dem Kopf und betrübter Miene. «Er hat doch nur Tiger und

Giraffen im Kopf. Komm einmal mit mir in sein Zimmer hinauf. Du kannst dann selber schauen, was er für Bilder an die Wände gehängt hat, Raubtiere und Geier, komm nur.»

Vier Treppen weit schlich das Mädchen hinter der Mutter nach, bis in den zweiten Stock hinauf, dann sah es die Wände mit gierigen Raubkatzen tapeziert, mit springenden Gazellen, Urwaldbäume mit Affen und Schlangen. Sah aber auch den Schreibtisch mit Büchern und wie jedes Ding am rechten Platz, seine Schriften und Hefte wohl geordnet waren. Eigenartig die Atmosphäre dieses Raumes, den Tisch vor dem Fenster, das Bett unter der Neigung des Daches. Sonderbar, daß es plötzlich und ohne Zutun hier in diesem Zimmer stand und damit Einblick in Herberts Leben gewann.

Auf der Heimfahrt durch den Wald schien Theo in fröhlicher Stimmung, er, der Patient, heiter und redselig zu sein. Seine Schwester aber saß mit betrübter Miene hinter dem Steuer und sprach kaum ein Wort.

Von bösen Mäulern und zarten Lippen.

Drei Tage stand Frau Simone am Herd. Drei Tage lungerte Theo mit seiner steif einbanagierten Hand im Haus herum, dann telephonierte er einem Kollegen. Drei Tage und Nächte sah Regina vor ihren Augen, Bilder wilder Tiere aus Steppe und Urwald.

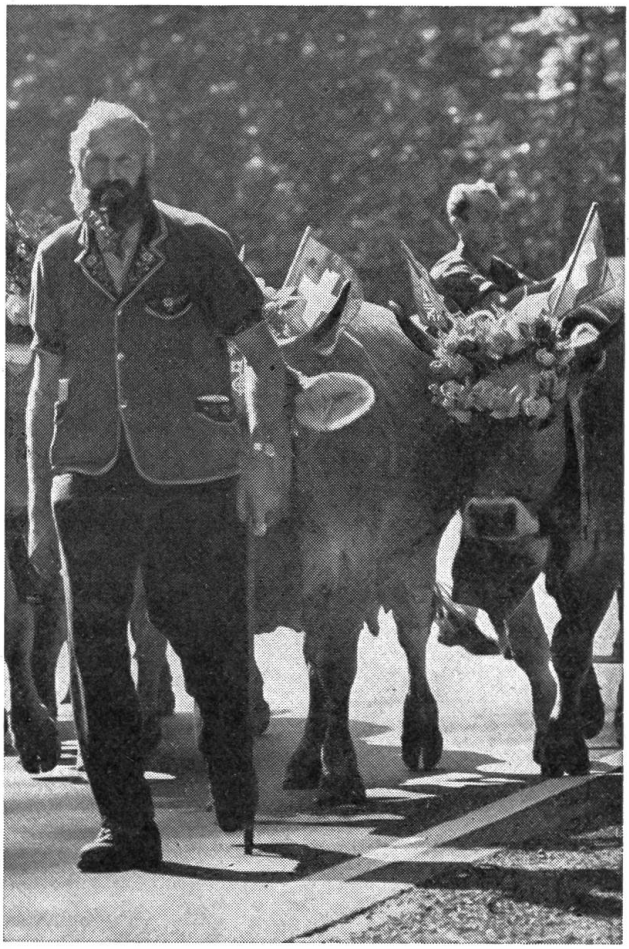
«Während dem Winter hätten wir den Anblick deiner Schmerzen ruhiger ertragen können», sagte Frau Simone nach dem Mittagessen. «Ich weiß, Mutter», meinte Theo gelassen, «ich will euch diese Belastung ersparen. Ich fahre morgen ins Ausland.» Großes Staunen, Ach und Oh, nur Vater Heinrich blieb ruhig. «Hast recht, jetzt versäumst du nichts, und ich bekomme wieder einmal Gelegenheit, in der Küche zu stehen und nach meinem Geschmack zu würzen. Wenn ein Bundesrat kommt, dann serviere ich ihm Piccata milanese mit Saffranreis.» «Ach könnte ich mit dir kommen», seufzte Regina. «Wo gehst du hin?» frug Frau Simone.

Geheimnisvoll und mit verschmitztem Lächeln sagte Theo: «Ich suche unsern heiligen Petrus. Die Polizei hat in der ganzen Schweiz und in halb Europa herumgefunkt, die Fotos versandt, berichtet uns immer wieder, was sie alles unternehmen. Jetzt will ich selbst auf die Suche gehen.» «Bist mit deiner geschienten Hand just sehr geeignet, Diebe einzufangen», schnödete Regina. «Nein, sag, wo du hinwillst und wie lange du fortbleibst», frug die Mutter energisch. Theo stand vom Stuhl auf, verneigte sich feierlich und verkündete: «Wenn ich meine Hand wieder gebrauchen kann, komme ich zurück, dann will ich euch erzählen, wo ich gewesen bin. Und jetzt gehe ich auf die Polizei.» Gemessenen Schrittes trat er aus der Stube und verschwand in seinem Zimmer.

Werweisen und raten, rätseln und vermuten wurde Heinrich bald zu langweilig, «Er hat recht, hat nichts zu versäumen und nur zuschauen ist ja nicht zum Aushalten, ich lege mich aufs Ohr.» Sobald er verschwunden war, begann Frau Simone zu sprechen: «Ich wette ein goldenes Armband gegen einen Kragenknopf, Theo geht nach Avignon. Seitdem die beiden Mädchen dagewesen sind, hat er sich gewaltig verändert. Ist ja auch zu begreifen. Hübsch ist sie, klug und kann die Augen verdrehen. Die vielen Briefe wären wohl auch nicht gekommen, wenn er nicht jedesmal zurückgeschrieben hätte. Ich kann nur nicht verstehen, warum er nie von ihr erzählt hat. Muß sie doch recht gut gekannt haben. Das habe ich sofort gesehen.» «Ja, weißt du Mutter», meinte Regina, «es ist nicht immer leicht, von einer großen Liebe zu sprechen.» Frau Simone war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um auf diese Worte zu hören und fuhr fort: «Wäre ja an der Zeit, sechsundzwanzig ist gerade recht. Aber wir brauchen Platz. Soll er als verheirateter Mann im Dorf wohnen und jeden Tag hin und herfahren, dann muß er bei Stoßbetrieb seine Frau holen, und wer schaut dann zu den Kindern. Wenn nur die Großmutter endlich einverstanden wäre,

dann könnten wir das Spukzimmer ausräumen, ausbauen und zwei Gästezimmer dazunehmen. Dann muß er auch nicht essen, was seine Frau kocht.» Schnell fliegen die Gedanken der Mütter und weit in die Zukunft. Aus einem Fädchen spinnen sie eine Schnur und flechten daraus ein weites Netz. Mit Vergnügen hörte Regina zu, wie die Mutter mit Begeisterung aus einer Vermutung die Gewißheit gewann, die Freuden der nächsten Monate genoß und die Zukunft zu ordnen begann.

Ihren Worten zu lauschen war angenehmer, als den vier Jassern zuzuhören, die am Abend in der Wirtsstube saßen und mit beissendem Spott über die Leute im Dorf herfielen, den Frauen die Frisur, den Männern den Bart zerzausten und keine Meinung gelten ließen. — Zwischen Stöck und Wiis kam Frau Direktor Brenner aufs Tabet, ihr jüngster Herrenbesuch, so eine Art Künstlernatur, dünn wie ein Besenstil, der sich auf Kosten des Direktors den Hunger stillt und den Hosenbund ordentlich ausfüllen will. Ein verkanntes Genie, redet wie ein gebildeter Advokat und wenn man ihn auf den Kopf stellt, fällt kein Batzen aus seinen Taschen. Und wie sie jetzt mit dem neuen Wagen fährt, den Iwan neben sich. Ist ja nicht zu verantworten. Wenn sie zünftig bremsen muß, fliegt der Bub durch die Scheibe. Dann wurde das neue Jagdgesetz durchgehächelt. Die treiben es noch so weit, zuerst muß der Jäger dem Bock das Zeugnis vom bestandenen Jägerexamen an den Schwanz binden, bevor er auf ihn schießen darf. Solche Witzli erfinden sie jetzt auf dem Rathaus. «Du, Regi, dein Schatz wird jetzt auch Jägerexperte. Jeder, der noch nie beim Wildern erwischt worden ist, soll jetzt Examinator werden, am Mundwerk fehlt es ihm nicht.»



Christian Scheuber kommt mit dem Senten von der Alp Trübsee.

Das Mädchen achtete nicht auf ihr Reden, hatte andere Gedanken im Kopf und keine Lust, diesen Schimpfern zuzuhören. Der eine, mit der krummen Brissago im Mund, drehte sich auf seinem Stuhl um und rief: «Weißt, du, was der Flori letzte Woche im Ochsen zu seinen Kumpanen gesagt hat?» «Nein, das weiß ich nicht», gab Regina zurück «und will es auch nicht wissen.» «Du wirst aber Augen machen, wenn ich es dir sage, was für ein Himmelreich im Stockegg auf dich wartet. Er habe dich so gut wie im Sack, hat er plagiert. Er müsse dir nur noch ein paar Mucken aus dem Kopf vertreiben. — Das Herumreisen wolle er dir dann schon abgewöhnen und das zimperlich Tun.» Ein Gelächter brach aus, ein rohes, höhnisches Lachen. «Was sagst jetzt dazu? Das ist nicht gelogen. Zeugen genug haben zugehört.» Das Mädchen trat zu ihnen an den Tisch, stemmte die Fäuste in die Hüften. «Was ich dazu sage? Jägerlatein!»

Den Kopf erhoben und erhitzt schritt Regina aus der Stube. Sie wollte an die frische Luft, sagte der Mutter, sie gehe in den Wald, Bärlauch zu suchen und hüpfte

mit einem Körbchen die Stiege hinab. Die Abendsonne stand wie eine große rote Scheibe über den Zacken der Berge. Ein zarter Windhauch brachte die Blätter zum Spielen und kühlte des Mädchens Wangen. Ohne Hast schritt sie am Rand der Straße auf die hohen Bäume des Waldes zu und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen. Stille umfing sie, da sie unter dem Blätterdach dahinschritt, bis ein widerliches Geknatter ertönte. «Auch das noch», sagte sie halblaut und wollte schon in das Gesträuch verschwinden, da das ratternde Motorrad auftauchte. Sie kannte Florians grellfarbiges Gefährt. Was aber auf sie zuschoß, war eine schwarze, furchterregende Maschine, die jäh gebremst wurde und beinahe ins Schleudern kam.

Was da unter dem Helm hervorkam, war das lachende Gesicht Herberts. «Der Helm ist mir zu klein und die Maschine zu groß. Ich habe sie von einem Freund ausgeliehen. Jetzt weiß ich, daß mich ein guter Engel hierhergezeuckelt hat.» Erstaunt fragt Regina: «Wo kommst du her, mitten in der Woche? Was ist geschehen?» «Laß mich zuerst dieses Ungetüm wegstellen, es stinkt», lacht er und kommt dann auf sie zu, beide Hände entgegenstreckend und mit strahlender Miene, «ich kann nicht mehr studieren, hat keinen Zweck, in den Hörsaal zu sitzen. Was der Professor vorträgt, geht wie ein Nebel an meinem Kopf vorbei. Da habe ich mir gedacht, ich gebe auf.» Erschrocken weicht das Mädchen zurück. «Was, du willst dein Studium aufgeben? Hast du den Verstand verloren?»

«Ich kann nicht mehr ruhig sitzen. Lese ich in den Büchern, dann legt sich dein Gesicht zwischen die Buchstaben und meine Augen. Will ich schreiben, bleibt der Stift mitten im Satz stehen, und meine Gedanken eilen zur Stadt hinaus, über Berg und Tal und See und nisten sich im «Hecht» ein. Ich denke, wenn ich nur eine Stunde bei dir sein kann, vielleicht heilt sich das ein wenig aus. Darum bin ich plötzlich auf und davon. Jetzt sehe ich, daß du mir entgegengekommen bist. Du bist ein Goldschatz, Regina.» «Und du bist ein unvernünftiger, unbeherrschter Knabe. Wegen einer Stunde rasest du von Zürich hierher, denk doch an die Ölkrise, an die Verschmutzung der Luft, das lohnt sich doch nicht, nur eine Stunde.» «Ja, wenn du meinst», sagt er überlegend, «ich kann auch länger bleiben. Die Krachkiste muß ich erst morgen früh zurückbringen.» Regina beachtet nicht, daß es im Wald schon dunkel wird und Bärlauch bei dieser Dimmernis schwer zu finden ist. Sie führt ihn immer weiter in das Dickicht hinein, vergißt die Jasser, das Nachtessen und daß die Mutter allein mit allem zurecht kommen muß. Sie finden auch einen gefällten Baumstamm zum Sitzen. Sie denkt auch nicht mehr an Afrika, sieht nicht mehr die wilden Tiere, sieht nur noch den lieben Menschen neben sich. Was ihr zu sehen das Dunkel nicht mehr erlaubt, das befühlt sie mit der Hand, seine verstrubbelten Haare, seine Wangen, legt ihren Arm auf die breiten Schultern und lehnt sich glückselig an. «Ich weiß, es ist dumm, dir das zu sagen», flüstert sie, «aber du hast mich verzaubert. Und wenn ich es verschweige, du siehst es ja doch.»

Die Ellbogen auf die Knie gestützt, auf die Blätter und Gräser schauend, die kaum mehr zu sehen sind, beginnt er zu reden: «Damals im Herbst, da mich dein Vater aus dem Wasser gezogen hat, ich war ja erfroren bis in die Seele, da habe ich deine Nähe als Quelle der Wärme und des wiedergewonnenen Lebens gefühlt. Du hättest mich nicht mit zehn Pferden in eine Kammer gebracht. Ich wollte bei dir sein. Ich sage dir, das habe ich noch nie erlebt, ein Zustrom von Kraft und Mut ist von dir ausgegangen. Zuerst habe ich geglaubt, dies sei so wegen der Schwäche und Erschöpfung und der ausgestandenen Angst. Dann, wieder in Zürich, da dein Bild, das Gefühl deiner Gegenwart nicht verblaßt ist, mich immer begleitet hat, habe ich gedacht, es sei meine Dankbarkeit, aufrichtig und natürlich, bis es dann mit aller Gewalt über mich gekommen ist. Du warst so gut, mich zu verstehen, mich nicht wegzujagen, im Garten, da ich es dir nicht mit Worten sagen konnte.»

Wie ein Lied kamen diese Worte auf Regina zu, drangen in ihr Herz, in ihre Seele

Der aus Trockenmauerwerk gewölbte Milchkeller von San Romerio
zeigt, wie die frühgeschichtlichen Wohnbauten ausgesehen haben.

ein. Was konnte sie dazu sagen. Das Stillsein vermag viel mehr zu offenbaren und erst recht die Zärtlichkeit, das Anschmiegen und Küssen. Mitten im Dunkel des Waldes standen ihre Herzen in hellem Licht. Wind war aufgekommen. Die Wellen schlugen ans Ufer. Äste knarrten, Stämme ächzten, sie hörten es nicht. «Du bist meine Glückseligkeit», flüsterte er ihr ins Ohr. «Ich hab dich lieb, Herbert, von ganzem Herzen lieb.»

Erst da es in den Blättern über ihnen zu rauschen begann, schwere Tropfen herniederfielen, erwachten sie aus ihrer Traumwelt, gewahrten sie, daß sie wieder in eine andere Welt zurückkehren müssen. «Komm», sagte das Mädchen, «du wirst naß und mußt den weiten Weg zurückfahren. Aber jetzt gehst du mir nicht fort. Komm mit mir heim und iß mit uns.» Zögernd stand er auf, schloß sie noch einmal in seine Arme, dann suchten sie den Weg zwischen den Stämmen und durch die dornigen Stauden. Das Mädchen dachte nicht daran, daß das Nachtessen längst vorbei und in der Küche schon alles sauber aufgeräumt war.

In Schrecken und Angst.

Von einer weiten Reise kehrte Theo heim, ohne den heiligen Petrus, jedoch mit geheilter Hand, die er wieder zur Arbeit und zu fingerfertigen Kunststücken gebrauchen konnte. Er sprach nicht viel, sagte nur, dort wo er gewesen sei, falle weniger

Regen und der Himmel sei herrlich blau. Nach und nach ließ er aber doch soviel durchblicken, daß Regina seine Reiseroute ungefähr erahnen konnte. Der Vater bestürmte ihn nicht mit Fragen. Er war der Ansicht, er solle sich zuerst wieder eingewöhnen. Aber die Mutter vermochte ihre Neugierde nicht zu zähmen. Da er nach Feierabend auf sein Zimmer ging, schlich sie ihm nach, durchschüttelte seine Kissen, fuhr noch mit einem Staublappen den Gesimsen nach, setzte sich in den bequemen Stuhl und fragte keck: «Und jetzt, was ist mit Arlette?»

«Sie kommt im Herbst, wenn ihre Saison abflaut, mit Vater, Mutter, Onkel und Tante», gab Theo Bescheid, «du weißt ja, wie das in Frankreich so ist, Familien, die noch zusammenhalten, da muß der Schwager und Vetter auch noch die Nase hineinstecken. Sie wollen irgendwo am See Ferien machen, wahrscheinlich zuerst das Renomée unseres Hauses auskundschaften, dann werden sie hier aufkreuzen.» «Und Arlette, was sagt sie dazu», kam wieder die Frage aus dem Polsterstuhl. «Ach, Arlette», sprach er scheinbar gleichgültig, «sie war noch Kind zur Zeit, da ich in ihrem Hotel gearbeitet habe. Zuerst hat sie mein dürftiges Französisch amüsiert, dann wollte sie bei mir Deutsch lernen. Nach der fünften Lektion hat die Mutter abgepfiffen. Sie hat daraufhin Schleichwege benützt, um in die Küche zu kommen.» «Auf Schleichwegen ist sie dann auch mit ihrer Freundin hierher gefahren. Scheint ein eigenwilliges Mädchen zu sein und intelligent», spann die Mutter den Faden weiter, «und hübsch, versteht sich gut anzuziehen. Was macht sie zuhause?» «Sie besucht die Hotelfachschule und hilft daheim, wird streng gehalten und möchte ausfliegen», erklärte Theo.

Das Gespräch zwischen Mutter und Sohn wollte immer wieder versiegen. Erst gegen Mitternacht konnte die Mutter erfahren, was das Herz des jungen Mannes bewegte, wie er Arlette herbeisehnte und doch wieder seine Angst nicht überwinden konnte, weil die Eltern für ihre Tochter hochfliegende Pläne hegten. Just, da er endlich die Worte fand und seine Verschlossenheit aufgebrochen war, hörten sie leise Schritte, ein Tasten an der Türe, sahen, wie sich die Türe öffnete und des alten Karis Gesicht hineinschaute, sein krummer Finger, der winkte und hörten seine rauhe Stimme. «Theo komm, in Brenners Haus geht es nicht mit rechten Dingen zu. Ich sehe immer wieder ein schwaches Licht aufleuchten. Die sind doch alle fort.» Theo sprang auf, sagte der Mutter, sie solle das Licht brennen lassen, weckte den Vater, gab ihm Bescheid und ging auf die Treppe zu. «Laß die Schuhe da, wegen dem Kies», flüsterte der alte Knecht.

Einer hinter dem andern schlichen sie den schmalen Weg hinauf, überquerten die Straße, dann den Waldstreifen, schauten zu dem Landhaus hinauf, dessen Umrisse im Dunkel kaum zu erkennen waren. Nach langem Warten sahen sie den Schein eines Lichtes hinter dem großen Fenster vorbeihuschen. «Wir müssen uns verteilen, er ist wohl durch ein Kellerfenster eingestiegen», sagte Heinrich leise, «wir warten bis er herauskommt.»

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, nur das Aufschimmern eines Lichtes, das da und dort zu sehen war, hielt sie in Spannung.

Frau Simone saß im Zimmer ihrer Tochter, die längst angekleidet war und entgegen aller mütterlichen Befehle auch auf Diebsfang gehen wollte. Die eine suchte die andere zurückhalten, und diese wieder jene zu beruhigen.

Nach einer Stunde ruheloser Nervosität verlor die Mutter ihre Fassung und sprach: «Mußte ich schon, so lange ich hier bin, um sein Leben bangen, bei jedem bösen Wetter, wenn er auf dem See fuhr, will ich nicht, daß er noch von einem Dieb erschossen wird. Ich halte das nicht mehr aus. Ich mache das Fenster auf und schreie und rufe.» Das Mädchen, auch voller Angst, umschlang ihre Mutter und hielt sie fest in ihren Armen. «Du ich werde ins Landhaus hinauf anrufen», flüsterte Regina, «vielleicht erschrickt der Einbrecher und flieht. Soll er davonrennen, wenn nur Vater und Theo nichts geschieht.»

Die Männer, an den Hausecken postiert, hörten das Klingeln der Telefonglocke, sahen, wie sich bald darnach ein Fenster öffnete, und ein Sack an einer Schnur zu Boden glitt. Theo trat lautlos näher, hielt sich aber im Gebüsch versteckt. Nach einer Weile hörte der Vater auf der andern Hausseite das Scharnier eines Fensters girren, ging diesem Ton nach und sah, wie ein Körper aus dem Kellerfenster herausragte und sich bewegte. Heinrich schlich herzu und sah, wie sich die Füße dem Boden näherten, dann schlug er mit seiner harten Faust zu. Der Dieb schwankte und fiel. Blitzschnell drehte sich der Körper am Boden, kam auf die Knie und wollte fliehen. Da faßte ihn Heinrich am Kragen und schlug ein zweites Mal zu. Immer noch wehrte sich der Geschlagene. Heinrich glaubte, eine Messerklinge zu sehen. Da erst packte ihn die Wut. Mit fürchterlicher Wucht fuhr die Faust Heinrichs auf den Kopf des Einbrechers, der mit seiner letzten Kraft in Theos Arme taumelte. Dieser zog ihm vom Rücken her die Jacke über den Schädel, ließ ihn zu Boden fallen und zog ihn an den Beinen über das Kies. Kari lief daneben her, einen Prügel in der Hand, bereit, beim ersten Mucks zuzuschlagen.

Bei der Einmündung in den schmalen Weg ließen sie ihn unter Karis drohendem Prügel liegen, holten den Sack, dann schleppten sie beide den Wald hinab. Aus Theos Zimmer fiel Licht auf das letzte Stück des Weges. Vor der Haustüre legten sie die leblose Gestalt auf die Steinplatten und suchten nach dem Messer. Was in den Taschen verborgen war, Dietriche und Schlüssel, Stellmesser und Schlagring, Streichhölzer, Feuerzeug, Lampen, ein schwerer goldener Ring, Noten und Münz, die Cigarren allerdings in üblem Zustand.

Mutter und Tochter, die eiligst herabgekommen waren und Licht gemacht hatten, blieben verängstigt in einiger Entfernung stehen. «Gib acht, Theo!» rief Regina, «er verstellt sich, er ist nicht bewußtlos.» Sogleich stand Kari breitbeinig mit seinem dicken Stock schlagbereit neben dem Liegenden, bis auch die letzte Tasche und jedes Stück Stoff peinlich genau durchsucht war.

Theo zog ihn an den Beinen über das Kies. Kari lief danebenher, bereit mit dem Prügel zuzuschlagen.

«Ich telefoniere der Polizei», rief Frau Simone und wollte schon hinaufrennen. «Halt!» befahl Heinrich, «jetzt um zwei in der Nacht. Die haben ohnehin einen schweren Dienst. Und es paßt mir nicht, daß sie mit Sirenen durch das Dorf fahren, so spät, bis herher. Komm Theo, nimm auch eine Hand, wir schleppen ihn ins vergitterte Zimmer hinauf.»

Des Einbrechers Kopf schlug bei dieser Prozedur auf manche harte Treppenkante. Regina, die vorausgeeilt war, stand im ersten Stock mit einem nassen Handtuch bereit, wollte ihm doch wenigstens noch das Blut aus dem Gesicht waschen. Heinrich verwehrt dies nicht. Frauen sind nun eben so. Kaum hatte das Mädchen die Kruste weggewischt, hielt es erschrocken inne und rief: «Was hat der kleine Iwan gesagt? Er hat eine Warze im Gesicht.»

Mit einem rostigen Schlüssel öffneten sie die eisenbeschlagene Türe. Dumpfe Luft schlug ihnen entgegen. Regina öffnete das Fenster und da sie ihn am Boden liegen sah, bat sie: «Legt ihn doch aufs Bett.»

Frau Simone war verschwunden. Eine lähmende Müdigkeit hatte sie plötzlich überfallen. Und doch fand sie in dieser Nacht keinen Schlaf. Immer wieder mußte ihr Heinrich versichern, daß er die Türe zu jenem Zimmer gut und sicher abgeschlossen habe. Später hörte sie Scheiben klirren, eine Türe hart zufallen. Doch vernahm sie keinen lauten Wellenschlag und kein Rauschen im Wald. Sie wäre gerne aufgestanden um nachzusehen, einen Kontrollgang zu machen, wie sie das schon oft getan, aber sie getraute sich nicht. Sie weckte ihren Mann: «Kari wird doch nicht jetzt mitten in der Nacht Holz spalten. Hör zu, Beilschläge, hör, jetzt schon wieder!» Mit müder Hand die Haare aus der Stirne streichend murrte Heinrich: «Laß mich in Ruh. Ich bin von dieser Arbeit müde», und legte sich auf die andere Seite.

Jetzt ein dumpfer schwerer Schlag: «Heinrich, er ist aus dem Bett gefallen!» Wieder Ruhe, dann ein Geräusch, als ob Ketten klirrten, über den Boden geschleift würden. «Du, jetzt ist der große Schrank umgefallen, hast du nicht gehört, sieh doch die Lampe an der Zimmerdecke, sie bewegt sich. Ist das ein Erdbeben?» Wieder Ruhe, Stille, wie sie nur bei glattem See und in abgeschiedener Einsamkeit vorkommt.

Frau Simone sitzt aufgerichtet im Bett, starrt auf die Türe, hört ein leises Schlürfen, sieht wie sich die Falle des Schlosses langsam neigt. Allmählich geht die Türe auf. Ein Schrei bleibt der erschreckten Frau in der Kehle stecken. Regina kommt herein. Angst im Gesicht und zitternd frägt sie: «Hast du es auch gehört, Mutter. Schon dreimal ist er aus dem Bett gefallen. Jetzt schleicht er auf Händen und Knien hin und her, kratzt mit den Nägeln den Boden auf. Was wohl die Großmutter für Ängste ausstehen muß.»

Heinrich ist nicht dazuzubringen, aufzustehen. «Bald ist Ruhe», sagt er, «das ist Petrus, der dem Schelm einen Denkzettel schreibt.»

Regina, voller Angst um die Großmutter, nimmt ihren ganzen Mut zusammen und geht hinauf. Sie getraut sich nicht, an der eisenbeschlagenen Türe vorbei zu gehen, bleibt stehen. Jetzt wuchtet ein schwerer Schlag gegen die Wand. Das Mädchen sieht, wie die Türe zittert und bebt. Im Augenblick der Stille, der diesem Dröhnen folgt, läuft es vorbei und trippelt die Stiege hinauf. Vorsichtig versucht es zu öffnen.

Eine kleine Flamme flackert auf dem Nachttischchen, aber kein Kopf liegt auf dem Kissen. Jetzt poltert es, als ob eine Scheiterbeige zusammenstürze. Regina schaut im Zimmer umher. Im Polsterstuhl mit der hohen Lehne sitzt die Großmutter mit dem Rosenkranz in der Hand, spricht halblaut ihr Gebet und sagt: «Komm nur herein, Kind. Kannst mir beten helfen! Aber tapfer bist du, das will ich meinen. Und lieb, daß du deine Großmutter nicht allein lassen willst.» Wie ein Wetterleich blitzt jetzt ein Licht auf. Umsonst warten sie auf das Grollen des Donners.

Nur fort, hier ist die Hölle!

Auch diese Nacht nimmt ein Ende. Wie ein Feuerball erhebt sich die Sonne, wirft

ihre Strahlen auf die Erde, auf den blauen, ruhigen See und auf das einsame Haus zwischen den Wäldern. Ein Morgen erwacht, ein herrlicher Tag, als ob sich Gottes Schöpfung in ihrer reichsten Pracht zeigen und enthüllen möchte.

Nach so wenigen Stunden Schlaf stand Frau Simone in der Stube und richtete das Gedeck für das Frühstück. Am Platz des silbernen Petrus reckten Blumen ihre bunten Köpfe aus einer Vase. Sie schaute hinauf zu dem Strauß und sagte halblaut zu sich selbst: «Ein Wunder, daß diese heute Nacht nicht verdorrt sind. — Jetzt ist es an der Zeit, Petrus, daß du zurückkommst.» — Heinrich kam in Hemd und Hosen auf bloßen Füßen herein, bot ihr seinen Gruß an und wünschte ihr einen guten Morgen, wollte an den Tisch sitzen und Brot schneiden. Aber seine Frau war damit nicht einverstanden. «Hast du noch nicht telefoniert? Jetzt gibst du zuerst der Polizei Bericht. Wir wissen ja nicht, ob er noch lebt. So wie du mit ihm umgegangen bist.» «Aber nicht jetzt schon um sechs. Die müssen auch schlafen können. Er ist jetzt ruhig. Also kann ich zuerst etwas in den Magen bekommen.»

s'hibsch Ursili

Ohne weiter auf ihre Worte einzugehen, goß er sich Kaffee und Milch in die Tasse und begann gemächlich zu essen. «Wir müssen heute mit vielen Passanten rechnen. Der Gwunder treibt immer Leute auf die Beine und das Wetter ist gut.» Erst eine gute Stunde später ging der Vater ins Büro und redete mit der Polizei.

Dann allerdings dauerte es nicht mehr lange bis ein Polizeiwagen angesaust kam. Der Vater wollte allein mit dem Wachtmeister verhandeln, so gern die Mutter dabei gewesen wäre. Frau Simone verlor beinahe die Geduld. Jedesmal, wenn sie wieder an der Stubentüre vorbeikam, hörte sie die beiden Männer reden. Nicht etwa laut oder aufgeregt, nur so, als hätten sie ein harmloses Geschäft zu besprechen. Endlich traten sie in den Gang hinaus. Der Wachtmeister winkte dem Polizisten, der im Wagen gewartet hatte. Dann nahm Heinrich den großen Schlüssel aus der Hosentasche, steckte ihn ins Schloß, knarrend ging die Türe auf. Das Bett war leer. In der Ecke zwischen dem Kasten und einer großen Kiste kauerte der Dieb, starrte sie mit großen Augen an. Sein Kinn klapperte und Speichel lief ihm aus dem Mund.

«Steh auf», befahl der Wachtmeister. Der verängstigte, zitternde Mann blieb schweigend in seiner dunkeln Ecke hocken. Sie zogen ihn ans Licht, hoben ihn auf. Ohne jede Kraft sackte er zu Boden. «He du, komm», winkte der Wachtmeister dem Polizisten, «wir setzen ihn auf den Stuhl. Oder hast du ihm den Rücken gebrochen, Heinrich?» «Keine Spur», sprach der Vater gelassen, «mit bloßen Händen habe ich ihn angefaßt.» Er simuliert und plötzlich dreht er sich wie ein Wurm und kriecht zur Türe hinaus. «Fort, fort», beginnt der Dieb aus verklemmter Kehle zu stammeln, «nur fort, fort von hier. Hier ist die Hölle!»

«Diesen Wunsch wollen wir dir erfüllen», herrschte ihn der Wachtmeister an. «Also steh auf!» Die Kleider voll Schmutz und Staub, das Gesicht mit Blut und Dreck verschmiert, richtete sich der Dieb auf und starrte auf die Türe, in der die Großmutter stand und mit heiserer Stimme rief: «Ich will ihn sehen, den Schelm, der un-

sern Petrus gestohlen hat. Jetzt hat ihn der Fluch getroffen!»

«Wollt ihr den Sack mit dem Diebsgut mitnehmen?» fragte Heinrich, da er die Ruine von einem Mann am Arm des Polizisten auf die Türe zugehen sah, «er steht unten in der Küche und ist schwer.» «Alles nehmen wir mit», meinte der Wachtmeister, «wir kommen dann zurück und schauen uns nachher die Villa an.»

So schlimm war es nun auch wieder nicht. Sobald er das Treppengeländer fassen konnte, lief der Verhaftete recht geschwind die Treppe hinunter, an Regina vorbei, in deren Miene sich Schrecken und Mitleid zeigten. Durch die Türe ins Freie, wo Theo mit geballten Fäusten bereitstand und ihm noch einige saftige Trostworte mit auf den Weg gab.

Frau Simone, müde und erschöpft, stieg mühsam atmend die Treppe hinauf in ihr Zimmer. Nach einer Weile kam Regina zu ihr, sah sie mit geschlossenen Augen auf dem Bett liegen und setzte sich zu ihr. «Wenn ihn nur der Vater nicht zu schwer geschlagen hat. Du weißt ja, Mutter, was für eine Bärenkraft in seinen Armen liegt. Heutigentags ergreift das Gericht immer für den Angeklagten Partei. Zuletzt wird noch der Vater und Theo wegen schwerer Körperverletzung vor Gericht geladen.»

Frau Simone teilte diese Befürchtungen ihrer Tochter nicht. Ihre Gedanken beschäftigten sich längst mit anderen Leuten. Ohne die Augen zu öffnen sprach sie leise: «Wenn ruchbar wird, was sich diese Nacht hier ereignet hat, das geht ja wie ein Lauffeuer durchs Dorf und die ganze Gegend, dann wird Arlette nicht herkommen. Und wenn sie kommt, wird sie nicht bleiben. Ich weiß, ich bin vernarrt in das Mädchen. Würde mich unendlich freuen, einen Menschen um mich zu haben, der in der Nähe meiner Heimat aufgewachsen ist.»

Hoher und höchster Besuch.

Ihre Befürchtungen waren grundlos. Arlette kam mit einem munter parlierenden Gefolge, fand die Gegend entzückend, die schaukelnden Boote im Hafen reizend, die vielen Gäste aus der Stadt, die Segler und Motorbootfahrer höchst interessant und die Bauern und Fischer äußerst originell. Ihre Eltern und Verwandten blieben drei Wochen im Kurort auf der andern Seeseite. Arlette aber ließ sie Theater und Konzerte besuchen und kam fast jeden Tag in den «Hecht».

Vorher schon war Herr Brenner mit seiner Frau und Iwan aus den Ferien zurückgekommen Der Bub begrüßte Regina mit einem Schrei und sprang ihr in die Arme. Das Zurechtweisen und Befehlen seiner Mutter wurde nicht beachtet. Er entfernte sich keine Elle weit von Regina, auch wenn sie eilig hinaus und hinaufging, Spargeln und Schinken holte und im Keller den Wein.

Diese stolze Frau Direktor überfloß von rührenden Worten der Dankbarkeit, von Liebenswürdigkeit und Beweisen der Freundschaft. Sie zählte alle Ringe, Perlen und Schmuckstücke auf, die sie von der Polizei zurückerhalten hatte, während ihr Mann versuchte, Vater Heinrich einige Noten zuzuschieben oder in die Tasche zu stecken. Der Abschied gestaltete sich großartig, mit unaufhörlichem Händeschütteln und mit der dringenden Einladung zu einem Nachtessen im Landhaus, wobei alle gestohlenen und wiedererlangten Wertgegenstände ausgebreitet geordnet ausgestellt werden sollten.

Als allerliebster Gast für Regina kam Herbert, stand plötzlich in der Küche. Kam spät in der Nacht lautlos mit dem Ruderboot über den See. Mit dem Ruf eines Waldkauzes meldete er seine Einfahrt in den Hafen, oder schritt mit seinen Eltern hellichten Tags durch den Wald auf den «Hecht» zu. In diesen Monaten stand er unter schwerem Examendruck. Im Herbst noch wollte er die Studien zum Abschluß bringen und fand doch Zeit, dann und wann den Professoren zu entwischen.

Ein Bundesrat mit Frau und Kindern fand den Weg in den «Hecht», wollte einen Ferientag an diesem unberührten Fleck Erde verbringen. Er reckelte sich im Liegestuhl unter dem Schattenbaum, ließ seine

Buben und Mädchen mit Vater Heinrich auf den See hinausfahren, die geheimnisvollen Buchten erforschen und nach schillernden Steinen tauchen. Diese hohe Ehre würdigt Theo mit einem Essen, das jeden Feinschmecker von Paris entzückt hätte. Frau Simones feines Porzellangeschirr wurde aus dem Schrank geholt, hellklingende Gläser zierten die Tafel, Blumen und und ein Besteck, das schwer in der Hand lag. — Der allerhöchste Besuch aber kam im Herbst unter polizeilicher Begleitung mit Blau- und Rotlicht und einem Motorfahrer als Vorspann. Diesem Ereignis aber ging eine sehr merkwürdige Geschichte voraus. — Alex, der Kunststudent hatte nicht nur eine Vorliebe für unerlaubte Segelbootsfahrten und heimliche Seitensprünge. Er war auch eifriger Sammler von kuriosen und volkstümlichen Gebrauchsgegenständen. Seine Mutter beklagte sich immer, sie fände nirgends mehr Platz für all das Zeug, das er aus allen Winkeln herbeischleppe. Auch sein Vater stöhnte, wenn er die Käufe seines Sohnes jeweils berappen mußte und Rechnungen bezahlen, die auf den Namen seines Sohnes lauteten und längst überfällig waren. Dies beeindruckte die Sammlerfreude des Studenten nicht mehr. Wenn er im Schaufenster eines Trödlers oder im Laden eines Antiquars einen Gegenstand entdeckte, der ihm gefiel, vergaß er alle guten Ermahnungen.

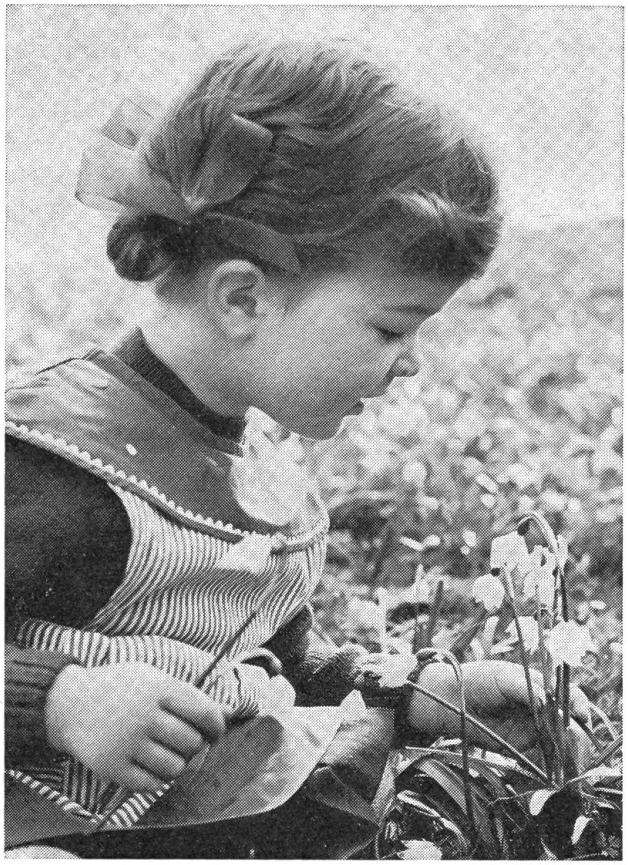


Foto A. Odermatt

Eb d'Hegerli ächt liitid?»

Auf der Suche nach solchen Raritäten durchstöberte er auch das Lager eines Kunsthändlers, und da dieser in ein Gespräch mit einem Kunden vertieft war, drang er immer tiefer in den Hinterraum des Geschäftes ein. Er erlaubte sich sogar, eine Türe zu öffnen und ein weiteres Zimmer zu durchforschen, das mit Möbeln und Kunstgegenständen überstellt war. In einem Barockschrank, den er vorsichtig öffnete, fand er unter einem Tuch verborgen einen Gegenstand, dessen Anblick ihm das Blut in die Wangen trieb. Er hob das Tuch auf, öffnete die Schranktüre so weit, daß genügend Licht hineindrang. Dann beließ er alles so, wie er es vorgefunden hatte, schlich leise aus dem Zimmer, wählte einen messingenen Kerzenstock und fragte nach dem Preis. Da er genügend Geld in seinem Geldbeutel fand, bezahlte er ihn und verabschiedete sich höflich von dem Antiquar.

Ohne auf den Stundenplan seiner Vorlesungen zu achten, rief er ein Taxi herbei und ließ sich zur Hauptwache der Polizei fahren. Dort verlangte er, mit einem Fahndungsbeamten zu sprechen und wurde in ein Zimmer geführt. Die Wartezeit erschien dem ungeduldigen jungen Mann Stunden zu dauern. Sein Gespräch mit dem Fahnder dauerte aber noch länger. Er hatte nicht erwartet, daß man in einem solchen Fall von ihm die gründlichste Legitimation verlange und sogar bei seinen Eltern zu Hause nachfrage, ob er tatsächlich der rechtliche Inhaber seines Studien- und Personalausweises sei. Er mußte auch eine Klageschrift und ein Protokoll unterschreiben, und dies war nur der Anfang komplizierter Vorgänge.

Da er abends von Zürich nach Hause kam, fand er die Mutter in heftiger Gemütserregung und den Vater mit einer Miene, die ihn an seine gewagtesten Streiche erinnerte. Denn bevor er erklären konnte, wurde er gefragt, wieso er als Sohn ehrbarer Eltern mit der Polizei zu tun, was er wieder angestellt habe, daß sich der Fahndungsdienst des Kantons Zürich zu solcher Nachfrage veranlaßt sähe. Seine Worte, die er zwischen diesen zweiseitigen Angriff einwerfen wollte, wurden nicht gehört, er mußte den vollständigen Verlauf der Schmähungen über sich ergehen lassen. Erst da die Mutter ihr feines Taschentüchlein gänzlich durchnäßt hatte und in den Polsterstuhl sank, der Vater sich einen Cognac einschenkte und einen Griff in die Zigarrenkiste tat, fand er Gehör.

Unterdessen aber spielte der weitverzweigte Apparat der Polizei über Berge und Täler, Seen und Kantonsgrenzen hinweg. Dieser freundeidgenössischen Zusammenarbeit ist es zu verdanken, daß der allerhöchste Gast seinen Weg dem See nach, durch den Wald und zum Gasthaus «Hecht» fand.

Die Heimkehr.

In letzter Zeit war Iwan immer nur mit bloßen Füßen im «Hecht» oder am Hafen erschienen. Seine Mutter hatte ihm verboten, von jetzt an auch nur einen einzigen Schuh auf des Nachbars Boden zu setzen. Darum zog der Bub immer beim Hag seine Schuhe aus, versteckte sie unter dem Haselbusch und ging barfuß weiter. Diesmal aber fand er nicht Zeit dazu. Er hörte dreimal das Signalhorn des Polizeiwagens und rannte wie ein Wiesel, um zu sehen, ob wieder ein Unglück geschehen sei.

Iwan kam in großen Sprüngen den schmalen Weg hinab, sah den Wagen mit dem blauen und dem roten Gugelhopf auf dem Dach auf dem Parkplatz vor dem «Hecht» einschwenken. Beobachtete, wie der Polizist eine Kiste aus dem Wagen hob und konnte just vor ihm in die Haustüre schlüpfen. Auf der Stiege holte ihn der Wachtmeister ein, ergriff ihn am Arm, drehte ihn um und sagte: «Iwan, du hast recht gesehen. Er hatte eine Warze neben der Nase.»

Auf dem Treppenabsatz stand Frau Simone, erstaunt über die plötzliche Ankunft zweier Polizeimänner, die mit recht fröhlicher Miene und ihrer Kiste daherkamen. «Wir haben mit Euch Vertrauliches diskret zu besprechen, ist Heinrich auch da?» «Er sitzt in der oberen Stube am Rechnen», bekam er zur Antwort und wurde hinaufgeführt.

Dort saß Heinrich vor ausgebreiteten Papieren mit aufgekrempelten Hemdärmeln, eine Brille auf der Nase und schaute erstaunt auf die Eintretenden. Ohne die herumliegenden Briefe und Rechnungen zu beachten oder auf die Fragen zu antworten, ließ der Polizist die Kiste auf den Tisch stellen, öffnete sie und nahm ein Paket heraus, das er mit einer gewissen Feierlichkeit enthüllte. Auch Regina war inzwischen hereingekommen. Auch sie brach in staunende Bewunderung aus: «Nein, ist das menschenmöglich! Nein, wahrhaftig, er ist wieder da!» «Da dank ich euch aber von ganzem Herzen!» So wurde der silberne Petrus von allen begrüßt.

Eiligen Schrittes kam die Großmutter hereingetrippelt, drängte sich zwischen die Staunenden und jubelte: «Jetzt kommt wieder Segen und Glück ins Haus.» Flink und mit roten Wangen, wie ein junges Mädchen, huschte sie zum Weihwasserkesseli hinüber, steckte den Daumen hinein, kam zurück und zeichnete ein Kreuz auf die Stirne der mattschimmernden Figur. «Das also finde ich überflüssig, Großmutter», meinte Frau Simone, «der ist doch so schon heilig genug.» Die alte Frau aber hob mahnend den Finger und sagte: «Es ist, weil er so lange in unchristlicher Gesellschaft sein mußte. Jetzt ist er wieder heimgekehrt. Ich habe meinen Kindern, wenn sie heimgekommen sind, auch immer das Kreuzzeichen gemacht. Heute noch berichte ich dem Pfarrer, daß er ihn in unserer Stube wieder einsegnet.»

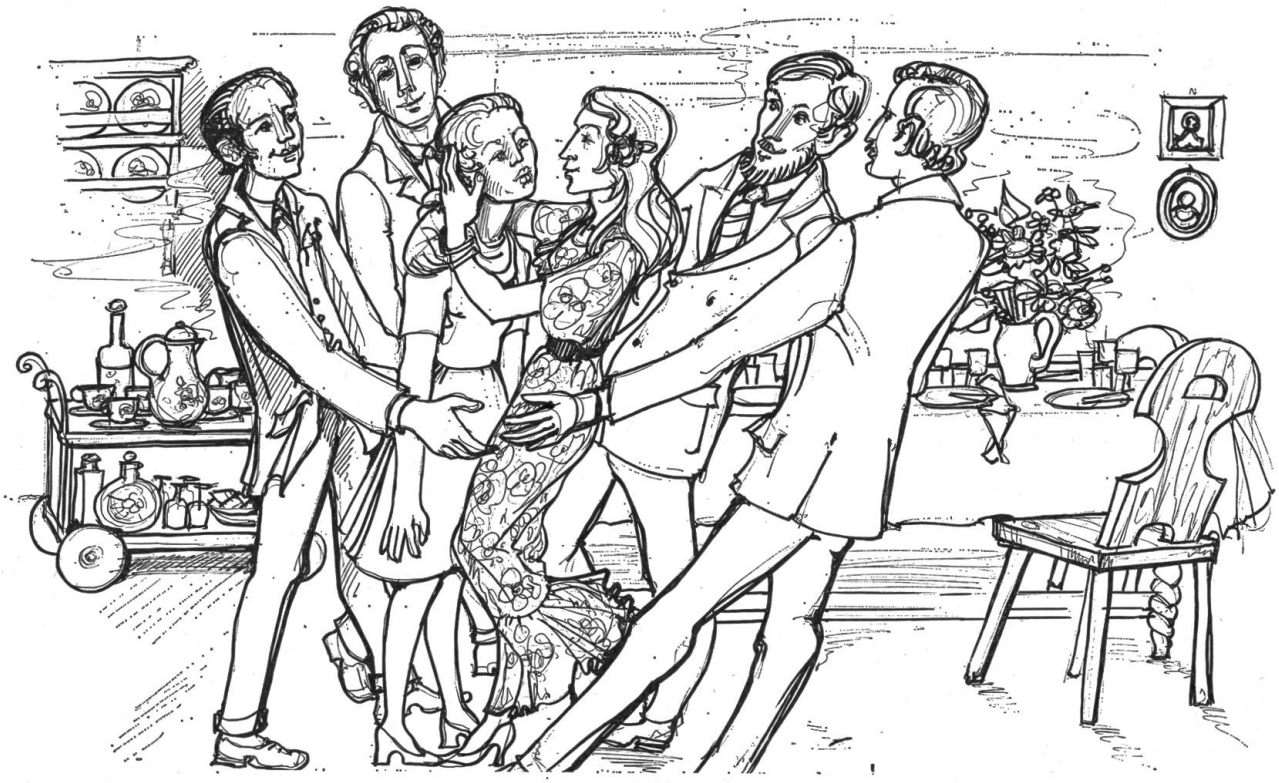
Frau Simone nahm den Blumenstrauß vom Podeß in der Ecke, wischte den Staub

weg. Nun hob Heinrich den heiligen Petrus feierlich vom Tisch auf, trug ihn an seinen Platz und stellte ihn genau so, wie er seit urdenklichen Zeiten über den Raum hin geblickt hatte. Er schämte sich nicht, sichtbar ergriffen zu sein, verbarg sein tränennasses Gesicht nicht und blieb mit gefalteten Händen, das Bild des Heiligen betrachtend, mitten in der Stube stehen.

Großmutter hörte nur mit halbem Ohr zu. Sie saß in ihrem Stuhl und schaute andächtig zu dem Heimgekehrten hinauf, und ihre Lippen bewegten sich ohne Unterbruch.

Zu euch im Vertrauen gesagt.

Unangemeldet, und zur größten Überraschung Reginas, kam im Herbst ein Besuch in den «Hecht». Unter dem vielfarbi-



Die frohen Gäste umtanzten die beiden Töchter.

Indessen hatte Frau Simone Teller und Besteck geholt, Schinken, Gurken und Radieschen und lud die Herren von der Polizei zum Sitzen ein. Theo brachte vom allerbesten Wein und meinte: «Auf Dienstfahrt ist euch wohl ein so guter Tropfen nicht besonders empfohlen. Ich lege die Flaschen in die Kiste mit unserem herzlichen Dank.» Auch Iwan bekam ein Schinkenbrot und durfte zuhören, was die Polizeimänner von der langwierigen Fahndung alles zu berichten hatten, wie viele Umwege und Gefahren der silberne Petrus auf seiner weiten Reise zu bestehen hatte. Auch wie weit in ferne Länder die Suche nach ihm organisiert worden war. Die

gen Blätterdach des Waldes glitt leise und langsam ein blumengeschmücktes Auto hervor, winkende Hände aus den Fenstern schwenkte es auf den Parkplatz ein. Junge Herren stiegen aus und halfen einem schlanken Fräulein aus dem Polster, das sich nun mit einem Blumenstrauß im Arm, in einem schillernden, langen Kleid aufrichtete und Theo zuwinkte.

Regina schaute aus dem Fenster der Wirtsstube und bemerkte, wie sich auch Herbert eifrig um die hübsche Tochter bemühte, die nun in ihrem Ballkleid auf das Haus zuschritt, dem verdutzten Theo den Blumenstrauß überreichte und ihm auf jede Wange einen Kuß gab.

Wer diese festlich gekleidete Dame war, die am hellichten Nachmittag, bei herrlichem Wetter mit dunkelgekleidetem Gefolge hereinspazierte, sah Regina erst, da die Gesellschaft lachend und singend die Treppe emporstieg und sie in das glücküberströmte Gesicht Heidis schauen konnte. Auch Regina wurde umarmt und geküßt, nicht nur von Heidi, wurde umschwärmt und durch die Wirtsstube ins Sääli geleitet. Dort wurde ihr und der hereinkommenden Frau Simone von einem der vier Herren, der mit drei Fingern seinen gepflegten Bart streichelte, erklärt, Fräulein Heidi habe heute vom Rektor der Universität in Zürich die Urkunde ihrer Doktorwürde empfangen. Auf ihren Wunsch hin werde nun dieses Fest hier im «Hecht», am lieblichen See gefeiert. Herr Heinrich und Theo, ihre Lebensretter, seien dazu eingeladen, edle Fische aus dem See zu ziehen, diese mit allerlei Garnituren wohl gewürzt auf eine Platte zu bringen und in froher Gesellschaft kräftig mitzuhalten. Auch Frau Simone und Fräulein Regina möchten die Freundlichkeit haben, soweit es die Obsorge um das Gasthaus erlaube, an ihrer Festtafel Platz zu nehmen. Niemand müsse sich beeilen, Zeit genug, in aller Gemütlichkeit die Vorbereitungen zu treffen. Die junge Doktorin möchte ohnehin gerne dieses reizvolle Gestade bei Sonnenschein, den Hafen und das Rettungsboot bei ruhigem Wasser besichtigen, während die Herren den verborgenen Schätzen des Weinkellers nachspüren möchten.

Nur gelehrte Herren, deren Köpfe von Wissenschaft vollgepfropft sind und denen auch nicht ein Quentchen praktischer Sinn geblieben ist, konnten die Idee zu einer solchen Einladung gebären. Jedoch die flinken Hände, Frau Simones Talent, jede Situation zu ordnen, Theos erprobte Kunst, ausgefallene Wünsche zu befriedigen, brachten es zustande, daß zuweilen alle Geladenen gleichzeitig an der reichgeschmückten Tafel saßen, die Gläser klangen und die Speisen mundeten, ein unbekümmertes, fröhliches Gespräch das Fest bereicherte.

Allerdings zur Zeit, da sich Gäste in der Wirtsstube einfanden, ihre Wünsche anmeldeten, ihre Begehren stellten, verschwand der Koch und seine Mutter, begab sich Heinrich an den Tisch der Jasser, wurde die Verbindungstüre geschlossen.

Von köstlicher Speise gesättigt, von herrlichen Weinen erquickt, in froher Stimmung begann Herbert seine offizielle Tischrede mit der Gratulation an die Doktorandin. Schilderte in düsteren Farben den Sturm auf dem See, die Todesnot der Hilflosen, die übermenschlichen Kräfte, die den Sieg über die Macht des Windes und der Wellen errangen. Erwähnte die liebevolle Aufnahme in diesem Hause, den traurigen Anblick des blutleeren Gesichtleins Heidis in den Kissen von Reginas Bett, die Tage liebevoller Pflege und wiedererwachender Kräfte und die Selbstlosigkeit dieser Leute im einsam gelegenen Haus.

Frau Simone rollte einen Servierwagen mit klirrenden Tassen und Kaffeekannen, mit Flaschen aller Farben und Formen herein, überließ Regina das Service und verschwand sogleich wieder. Herbert beachtete diese Störung kaum. Seine Feststimmung stieg dem Höhepunkt entgegen, seiner Rede Fluß konnte nicht aufgehalten werden.

Während Regina Kaffee eingoß, sprach er: «Ich persönlich habe der jungen Doktorin unendlich viel zu verdanken. Nicht nur mein Leben, auch mein Lebensglück empfange ich aus ihrer Hand. Denn wäre sie nicht im unglücklichsten Augenblick aus dem Boot gefallen, hätte ich nie den edlen Charakter, die selbstlose Hilfsbereitschaft, die unerschöpfliche Güte Reginas erfahren. Wir sind jetzt hier beisammen, lauter befreundete und treue Menschen. Euch darf ich das anvertrauen, ohne Furcht, daß ein Wort davon zu fremden Ohren dringt. So ist es mir vergönnt, heute an diesem intimen Festtag, euch, meine Lieben, ein Geheimnis zu verraten, das mein Leben bestimmen wird. Ich darf euch meine vielgeliebte Braut vorstellen, Fräulein Regina. Wir haben alle soeben erlebt, wie sie . . .». Die weiteren Worte ertranken in den Hochrufen, dem Gesang zum Prosit, den Gratulationen, in der Umarmung der beiden Mädchen, die von den vier Gästen

wie von einem Kinderreigen umtanzt wurden.

Regina, von allen Seiten umdrängt, rot bis unter die Haarwurzeln, verstrubbelt und außer Atem, bot nicht den Anblick einer glücklichen Braut. Sie sprang hinüber zu den Fenstern, um sie zu schließen, schaute nach, ob die Türe zur Wirtsstube im Schloß sei. Dann bemühte sie sich, mit zitternden Händen die Gläschen zu füllen. «Das freut mich unendlich, liebe Regina, von dieser glücklichen Brautschaft zu hören», flüsterte Heidi ihr zu, «und besonders, daß ich an eurem Glück auch beteiligt bin.»

Studentenlieder erschallten, wenn auch nicht besonders schön, doch sehr laut gesungen. Theo und Frau Simone kamen an den Tisch zurück. Der Abend legte sich über den See, die Matten und Wälder. Nur die Berge und über ihnen einige Wolken leuchteten noch einmal in herrlichem Glanz auf.

Bis zum Aufbruch der Gäste steigerte sich die frohe festliche Stimmung, die das ganze Haus erfüllte. Fräulein Heidi wurde die schönste Rose ins Haar gesteckt. Nach Loben und Rühmen und Händeschütteln formierten sich die frohen Sänger zur Einerkolonne, zogen durch die Wirtsstube fort, die Treppe hinab, im Rundgang durch die Küche, am Herd und Trog und Kühlschrank vorbei marschierten zum Hafen und auf dem Rückweg zum Auto, um alle Büsche herum. Nach umständlichem Einsteigen, Grüßen und Winken fuhr der Wagen fast lautlos auf die Straße und in langsamer Fahrt dem Wald zu, bis er unter dem Bogen der weitausgreifenden Äste verschwand. Regina winkte vom Fenster der Wirtsstube aus mit einem großen Tuch.

Unaufhörlich rinnen die Tränen, und Schluchzen schüttelt ihren Körper.

Wie ein Häufelein Elend.

Im Dunkel des Waldes wurde die Fahrt unterbrochen. Herbert verabschiedete sich von den Gefeierten und von seinen Freunden und stieg aus. Er wolle die kurze Strekke bis ins Dorf lieber zufuß gehen. Sein Kopf bedürfe der Kühle und seine Lunge frischer Luft. Also nochmals Abschiednehmen und Glückwünschen, und wieder entfernte sich der Wagen sanft und ohne Lärm.

Da stand er nun, beleuchtete mit der Flamme eines Streichhölzchens das Zifferblatt seiner Uhr, schlenderte dann nicht dem Dorf zu, sondern zurück. Er hatte in einem günstigen Augenblick Regina zugeflüstert, daß er bis Mitternacht im Wald auf sie warten wolle.

An seinen Fingern zählte er die Stunden, die bis dann verfließen würden, suchte ein Versteck, das ihn vor den grellen Lichtern der Scheinwerfer verbarg, ihm aber doch den Auslug auf die Haustüre freiließ.

Herbert hörte den Glockenschlag vom Kirchturm um neun Uhr und auch noch eine Stunde später, vernahm das Reden heimkehrender Männer, das Gerassel und Dröhnen der Töffli und Motorräder, sah das Aufblitzen einschwenkender Lichter. Seine Geduld wurde auf die Folter gespannt. Die Seligkeit genossenen Weines verblaßte, die Feststimmung zerrann. Mit jeder Viertelstunde steigerte sich seine Qual.

Endlich hörte er Schritte. Nicht schwere Männerschuhe, weitausgreifend und sicher näher kommend, eher zaghaft und darauf bedacht, nicht gehört zu werden. Und dann konnte er, wie so lange ersehnt, sein geliebtes Mädchen in die Arme schließen, mit seinen Lippn den Mund suchen und Antwort auf seine Küsse erhalten. Dieses Glück wurde aber unterbrochen, denn Regina entwand sich seinen Armen.

Das Licht des Mondes drang durch das Blätterdach und setzte da und dort einen schemenhaften Schein auf eine Rinde, auf ein Blatt.

«Komm, Herbert, wir gehen zu unserem Stamm», sprach das Mädchen ernst und schritt voraus. Sie kannten den Weg, waren ihn schon oft gegangen, fanden sich immer wieder zurück zu dem gefällten Baum, der ihnen zum ersten vertrauten Gespräch als Sitz gedient hatte. Herbert legte den Arm auf Reginas Schultern, wollte das liebe Mädchen an sich ziehen, küssen und kosen. Es wehrte sich und sagte mit einem traurigen Ton in der Stimme: «Ich will ehrlich und offen mit dir reden.» Nochmals hielt sie inne und fuhr dann, jedes Wort abwägend fort: «Florian hat mir seine Hand angeboten, und damit eine Aufgabe gestellt, die ich meistern könnte, das Berghaus auf Stockegg, in prachtvoller Lage. Ich gebe zu, ohne Liebe habe ich daran gedacht. Aber sein Angebot war aufrichtig und ernst. Was Liebe ist, das hast du mich gelehrt. Ich kenne jetzt meinen Weg. Wenn ich einen Lebensbund eingehen will, darf ich nur meinem Herzen folgen, sonst laufe ich in ein Unglück hinein. Jetzt aber, heute, aus deinem Mund, aus deiner Rede, habe ich vernommen, daß du deinen Spaß mit mir treibst, eine Verlobung verkündest, die nie geschlossen wurde . . .» «Liebes du», wollte er zu reden beginnen, «wie kommst du zu solchen Gedanken?» Sie aber bittet ihn, ihr zuzuhören. «Ich muß dir jetzt alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt, muß mir das Leid und den Schmerz von der Seele reden und dich wissen lassen, wie tief du mich getroffen hast. Gut, du warst in Feststimmung. Man soll nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen, das bei gutem Wein gesprochen wird. Du kannst deinen Freunden vertrauen. Ich hoffe, sie werden darüber schweigen. Die Leute in der Stube, die offenen Fenster werden deine Worte laut genug weitergeben. Und dann, wenn alles davon spricht, schnürst du dein Bündel und gehst nach Afrika. Meinst du, ich halte das aus, dich nicht mehr zu sehen, kein Wort mehr mit dir reden zu können, dich nicht in der Nähe, ganz nahe bei mir zu fühlen, bis du von deinen wilden Tieren zurückkommst? Und die Angst um dich! Dich in unbekanntem Land in all den Gefahren zu wissen, eher bricht mir das Herz.»

Tränen ersticken ihre Stimme. Leidvolles Schluchzen unterbricht ihre Worte. Wie ein Häufelein Elend sitzt sie neben ihm, das Gesicht in ihre Hände vergraben. Zärtlich legt sich seine Hand auf ihren Nacken, gleitet über ihre Haare, versucht, ihre Finger von der Stirne zu lösen. «Armes, liebel Kind», sprechen seine Lippen, nahe an ihrem Ohr, «meinst du, ich könnte dir auch nur mit einem Wort wehtun wollen. Glaubst du wirklich, du bist nicht meine Braut und wirst nicht meine liebe Frau?

Nein, du kannst es noch nicht wissen. Das war dumm und übermütig, heute so zu sprechen. Jedoch hat sich in den letzten Tagen alles überstürzt. Ich habe vor der verhängnisvollen Bootsfahrt mein Praktikum bei einem Tierarzt im Nachbardorf gemacht. Dessen Tochter kam zu Beginn dieser Woche zu mir nach Zürich, hat mich gebeten, die Praxis weiterzuführen. Der Arzt habe ihrem Vater strikte verboten, mit dem Auto zu fahren und auf Besuche zu gehen. Hörst du mich, Regina?»

Unaufhörlich rinnen die Tränen und das Schluchzen schüttelt ihren Körper. «So hör doch, Liebes», bittet er und zieht sie an sich, «ich weiß doch, wie schwer du dich von deiner schönen Heimat trennen kannst. Auch ich kann und will nicht warten Jahr um Jahr, dich den Gefahren überlassen, in dem Haus, wo dich so viele Verehrer umschwärmen. Ich habe zugesagt, übernehme die Praxis und bleibe hier!»

Jetzt hebt sich das verweinte Gesicht, schauen ihn ihre tränennassen Augen an. «Das ist nicht wahr! Das kann nicht wahr sein! Um meinetwillen willst du alle deine Pläne begraben? Wie könnte ich das annehmen!» Aber während sie diese Worte spricht, schließt sie ihn in die Arme, legt ihre nasse Wange an die seine und küßt ihn heiß und wild.

Wie sollten sie noch Worte finden, Worte aussprechen können, da beider Mund verschlossen bleibt, die Hände in aller Zärtlichkeit eine viel beredtere Sprache sprechen, und sie die Glückseligkeit so eng umschließt.

Sie stehen im Dunkel des Waldes. Das spärliche Licht des Mondes zeigt ihnen genug von der Freude, vom Jubel, vom Glück, in den strahlenden Augen. «Wie danke ich dir, du Lieber du», beginnt sie leise und innig zu sprechen, «wie danke ich dir, daß du mich errettet hast. Nur aus Angst, ich sei nach Theos Heirat daheim überflüssig, hätte ich dem Drängen Florians nachgegeben. Dann bist du gekommen, hast mir gezeigt, was Leben ist, wie voller Glück ich sein kann, hast mir die Liebe gebracht, die große unendliche Liebe.»

Wieder und wieder finden sich ihre Lippen. Und dazwischen vernimmt sie seine Worte: «Und diese Liebe wollen wir behüten durch unser ganzes Leben.»